

FAMA

Feministisch-
theologische
Zeitschrift
16. Jahrgang
März 2000

FAMA



Sinn/Sinne

Stellen wir uns vor, wir müssten einige Kilometer über eine schnurgerade, ebene, hindernisfreie, hell ausgeleuchtete Betonstrasse marschieren. Am Ende der Strecke werden wir ermattet sein. Wie anders wäre unsere Empfindung, wenn wir durch den Wald gehen würden: verschlungene Pfade, Wurzeln, Rinnsale, wechselvolles Licht. Es duftet nach Waldboden, nach Kräutern, Geräusche von überall her: Vogelgezwitscher. Am Ende des Weges werden wir uns erfrischt fühlen, befriedigt, wie neu geboren. Was ist geschehen? Im Wald sind wir mit Leib, Körper, Seele und Sinnen angesprochen und beansprucht – wir fühlen uns belebt und lebendig.

Mit diesen Gedanken ermutigte Hugo Kückelhaus (1900–1984) dazu, die eigenen Sinne zu gebrauchen, sie zu fördern. Im September letzten Jahres ist aus seinem Lebenswerk ein naturkundliches Spielwerk mit rund 40 Stationen realisiert worden, das zum Entdecken der Sinneswelt einlädt: das «SENSORIUM» in Frauenfeld. Die Besuchenden erfahren, wie das Auge sieht, das Ohr hört, die Nase riecht, die Haut fühlt, die Finger tasten, der Fuss versteht, die Hand begreift, das Blut pulst, der Körper schwingt. «Die Gesetzmässigkeiten der Natur verbinden sich mit der eigenen Leiblichkeit. Aus solchen Wahrnehmungen ergeben sich beglückende Erkenntnisse und facettenreiche Anregungen zur Lebenspraxis in allen Bereichen unserer Lebenskultur», heisst es in einer Medieninformation zur Ausstellung. Die sinnenhafte Wahrnehmung, so vermittelt es die Beschreibung, ermöglicht Lebensorientierung, Lebendigkeit, Sinn.

Leben mit allen Sinnen und Sinnlichkeit werden im Zeitalter der virtuellen Begegnungswelten ein echtes Bedürfnis: Tango- und Salsaboom und die Verkaufskonzepte der Nobeleinkaufsläden, bei denen ein Lebensmitteleinkauf zum Sinnesfest wird, sprechen Bände. Aber ist die Offenheit der Sinne wirklich so erstrebenswert in einer Welt, die

von optischen Reizen überflutet wird? In der das Verdrängen zu einer Zivilisationsleistung geworden ist, um mit der Unmenge an Information und Reizen umgehen zu können? Braucht eine Offenheit der Sinne nicht auch die Möglichkeit, verweilen, nachspüren zu können? Zeit zu haben? Etwas nachgehen können, eine Erfahrung nachklingen lassen – erst das vermittelt Sinn.

Interessanterweise birgt das Wort «Sinn» in seinen sprachlichen Wurzeln das germanische *sinĀa* (= gehen) welches zum althochdeutschen *sinnan* (= reisen, gehen, streben) wird. Das physische Gehen entwickelt sich im neuhochdeutschen «sinnen» in der übertragenen Bedeutung zu einer psychischen Bewegung: geistig oder gedanklich sich einer Sache oder einem Problem zu nähern, einer Sache, einem Gedankengang zu folgen.

Im Mittelalter entwickelten sich zwei Begriffe des Wissens: Zum einen die *Scientia*, die Wissenschaft und zum anderen die *Weisheit*, Einsicht, das Verstehen, die *Sapientia*, die sprachlich auf *sapere*, also auf die sinnliche Tätigkeit des Schmeckens oder Riechens zurückgeht. Diese Art und Weise des Lernens und Erfassens der Wirklichkeit ist keine mechanische oder analytische, sondern eine zuhörende, nachspürende, hinein-fühlende. Die Mystik dieser Zeit spricht von der «inneren Sinnlichkeit»: Die äusseren Sinne gewinnen an Bedeutung für ein inneres Sinnen, das das Bedeutungsvolle und Göttliche – im Verständnis der Welt als Buch Gottes – in allen Dingen sucht.

«Alles Wissen wurzelt in unserer Sinnlichkeit. Wir kennen und bewerten die Welt, wenn wir sie kennen und bewerten, durch unsere Fähigkeit, zu berühren, zu hören und zu sehen. Wahrnehmung ist grundlegend für das Begreifen. Ideen hängen von unserer Sinnlichkeit ab.» (Beverly Harrison)

Der Verlust der Verbindung zu unseren Körpern kann in der Produktion von Wissen und Moral verheerende Folgen haben: Es ist ein gefährliches Wissen – das reine Kopfwissen. Die Abspaltung des Körpers auf der Suche nach Sinn und Erkenntnis ein gefährliches Unterfangen.

Die ambivalente Haltung gegenüber dem Körper zieht sich durch das christliche Denken hindurch: Wie leicht Körperoptimismus und Körperskepsis ineinander umschlagen können, führt Hildegard Elisabeth Keller aus.

Beim Vergleich ihrer psychotherapeutische Arbeit mit der einer srilankischen Dämonenmeisterin macht Marianne Biedermann deutlich, wie die Überwindung des westlich-dualistischen Reinheitsgedankens ein wesentlicher Teil

eines Heilungsprozesses ist, der zur Integration der gesamten Wirklichkeit führt. Heilung geschieht beispielsweise, wenn eine magersüchtige Frau das Gefängnis der Reinheit in kleinen Schritten verlässt und sich in eine Welt voller Dämonen aber auch voller Lust und Sinnlichkeit hineinwagt.

Wie und wo gelingt es, die Sinne in die Sinnproduktion der Theologie einzubeziehen?

Entgegen dem gängigen Ruf nach Körperlichkeit, Austausch, Gefühl und Authentizität im Gottesdienst räumt Silvia Strahm ein Recht auf Distanz, Geheimnis und entlastende Formeln ein. Sie plädiert für eine Vielfalt von Formen, die auch die Möglichkeit, das Alte wählen zu können, beinhaltet.

Im Bibliodrama, wie Marianne Vogel Kopp es beschreibt, wird der Textraum selbst zum Ort der Erfahrung mit allen Sinnen. Dort erschliesst sich im prozesshaften Zusammenspiel von Text, Gruppe und Individuum ein Sinnhorizont und ergeben sich neue Handlungsperspektiven.

Nancy Cardoso Pereira lässt mit ihrer Interpretation des Hohenliedes den Text selbst zur sinnlichen Erfahrung werden – eine erotische Textauslegung, die durch die Schönheit der Sprache besticht und ein wahres Aha-Erlebnis ist. Eine Ahnung, wie inspirierend es sein könnte, wenn unsere Körperlichkeit wirklich in unserem Denken und Schreiben aufscheint.

Barbara Lehner

Leere und Fülle

Splitter aus der Geschichte der Sinnlichkeit*

Hildegard Elisabeth Keller

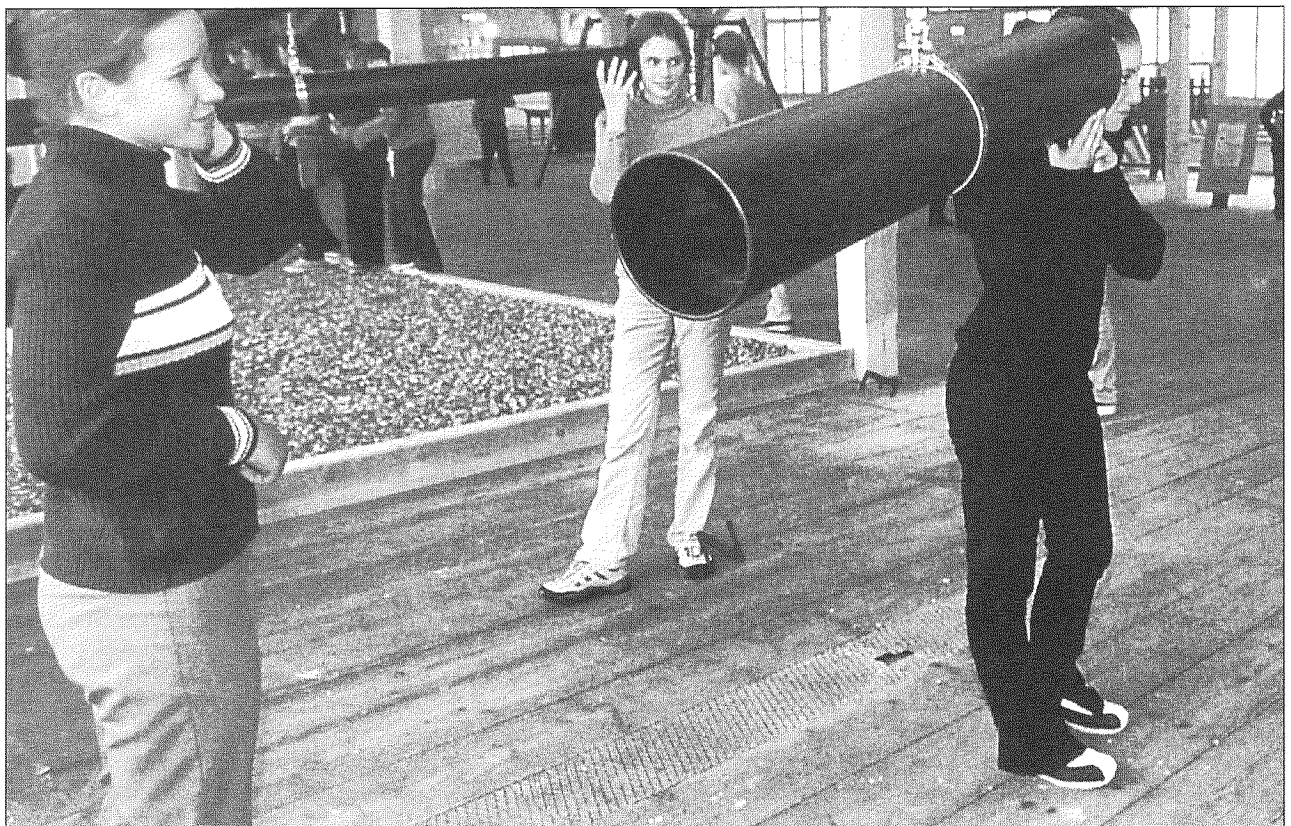
Bestimmte christliche Mythen lassen sich Menschen immer wieder gern erzählen, auch ohne deren Wurzeln zu errahnen. Im Film «City of Angels», wie schon in Wim Wenders «Himmel über Berlin», ist ein Engel dem Mehrwert des menschlichen Daseins auf der Spur. Er will Sinnlichkeit in ihrer Totalität. Entgegen (oder gerade wegen) der Zerbrechlichkeit des Menschenlebens lässt er sich auf die Erde fallen, um Mensch zu werden. Blutig und zerschlagen landet er auf dem Boden menschlicher Realität, überglücklich darüber, dass er empfindet: physischen Schmerz, dann unfassbares Glück in einer einzigen durchliebten Nacht, später erneut Schmerz in der Trauer über eine verlorene Liebe. Trotzdem bereut der Engel seine Menschwerdung nicht. Allein Menschen können Abgründigkeit empfinden. Dies weiss bereits die mittel-

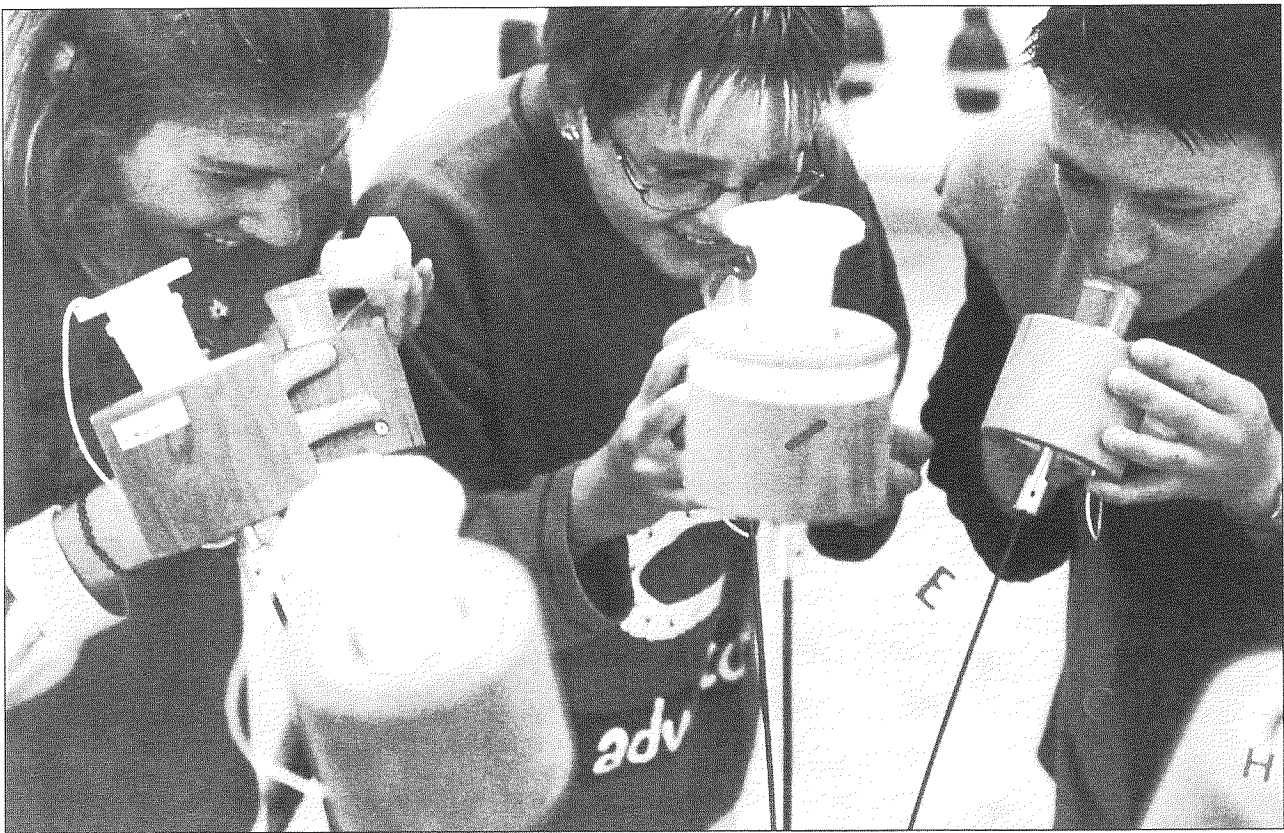
terliche Mystikerin Mechthild von Magdeburg. Engel, die *luter geist* (reiner Geist) seien, verfügten nicht über die Möglichkeiten der Physis, sagt sie um 1250 in «Das fliessende Licht der Gottheit». Sie nennt erstens sakramentale Möglichkeiten: «eucharistisches Gottessen» verbinde die göttliche und die menschliche Natur und erlöse letztere. Zweitens sei der Körper vom Anfang bis zum Ende der Zeiten wandelbar. Im Paradies sei er von göttlicher Hand erschaffen, nach dem Sündenfall abgeändert worden und noch am Ende der Zeiten werde die Seele «mit ihrem Fleisch die alleinige, gottgleiche Hausherrin» im Himmel sein. Die Engel werden – auch dann noch – den Menschen dienen.

Die christliche Welthaltung – und selbstverständlich lange nicht nur sie – färbt den Körper ambivalent ein. Er gilt als Vehikel für eine Lebensreise, die mühselig genug sein kann. Da die Erde nur Durchgangsstation ist, muss es auch der Körper sein. Und tatsächlich, vom Anfang bis zum Ende offenbart er seine Anfälligkeit. Fällt der Körper mit der hiesigen Welt, in der er gebraucht worden ist, so ist für die eigentliche Welt ein anderer Körper verheissen: der Auferstehungsleib – nach christlichem Glauben derselbe Körper, der nun seine lang erwartete Transparenz und Lichtfülle erhält. Darin erfüllt sich die christliche Auferstehungshoffnung vom durchlässigen Leib. Keiner hat sie leidenschaftlicher beschrieben als der Zürcher Pfarrer und Physiognomiker Lavater. Im 16. Brief seiner «Aussich-

ten in die Ewigkeit» (1773) stellt er in Aussicht, dass der auferstandene Körper vollends transparent und für das Innere durchlässig sein werde. Die Seligen träten das ewige Leben im unverzerrten Wesen an. Jeder erhalte sein wahres Gesicht, die Larven würden fallen, und die *eine* Kraft, die in allem wirke, werde im *einen* Werk Mensch sichtbar. Von neuer Potenz wird auch die Sinnlichkeit sein: das Auge des verklärten Körpers vermag Geistiges zu erkennen.

Es kann erstaunen, wie leicht im christlichen Denken Körperskepsis in Körperoptimismus umschlagen kann – und umgekehrt. Eine christliche Tradition der Skepsis zieht sich von den frühen Kirchenvätern über Hildegard von Bingen (ja, auch die vergleichsweise Gültige) über Martin Luther und Jacob Böhme bis hin zur modernen Kulturkritik in Sigmund Freuds kulturtheoretischer Schrift «Das Unbehagen an der Kultur», die im Körper eine Quelle des Leids sieht. – Was denn nur, möchte man fragen, ist so ungefähr an uns? Sind im Menschen Kräfte so zusammengepackt, dass die Komposition ihn zum Hindernis seiner selbst macht? In drastischer Rhetorik antwortet der erleuchtete Schuhmacher Böhme: «Denn durch den Willen hat Gott Himmel und Erde geschaffen. Und ein solcher mächtiger Wille ist auch in der Seele verborgen, und schwimmt nun da in grosser Unmacht angebunden, und lässt sich führen als eine arme gefangene Kreatur aus einem Schlamm in den andern. (...) alle Sterne schütten ihr Gift in den Leib





und besudeln die arme Seele: sie muss sich mit allen Tieren lassen besudeln, der Leib frisset der Tiere Fleisch, damit wird die arme Seele bekleidet. (...) Die Seele ist ein Feuer, das da brennet; wenn nun eine solche Eigenschaft in der Seele Feuer kommt, was meinst du, ob Gott allda innen wohnen werde? Die Seele stehet auf dem Abgrunde zwischen zwei Prinzipien, und ist an beiden angebunden, und der Leib ist bloss in dieser Welt, der lebet vom Geiste dieser Welt, darum suchet er auch nur Fressen und Saufen und fragt wenig nach der armen Seele, welche aus der Ewigkeit ist. So sollen wir nun den Leib zähmen, nicht füllen, wenn er will, sondern nur zur Notdurft, dass er nicht ein geiler Esel werde und den Teufel zur Herberge einlade.»

Im kulturellen Gedächtnis scheint eine Art körperbezogener «Kriminalgeschichte» des Christentums vorzuherrschen. Jüngere Arbeiten von Altertumsforschern wie Peter Brown und Aline Rousselle indes lesen sich als eigentliche Verteidigungsschriften. Sie zeigen erstens auf, wie gross die nichtchristlichen Hypothesen an Körper- und Sinnlichkeitsskepsis waren, welche im frühen Christentum wahrnehmbar sind. Zweitens, dass sich die frühchristliche Kirche gerade im Widerstand gegen die materie- und körperfeindliche Gnosis und gegen dualistische Sekten in den eigenen Kreisen formiert. Als Christen bezeichnen sich jene, die an die leibhaftige Menschwerdung und dann Kreuzigung Gottes glauben. Für sie ist der Körper ein Ort der Gotteserfahrung und

ein geisterfülltes Gefäss, das durch die Inkarnation Gottes geheiligt worden ist. Der Unendliche wohnt im endlichen Menschenkörper, einmalig in Jesus Christus und zeitlos in derselben Kraft. Häretiker hingegen behaupten, Christi Leib sei ein besonders zarter Scheinkörper gewesen – Hugo Ball wird ihn in seinem «Byzantinischen Christentum» von 1923 «elastisch wie Gummi» nennen. Jenes Seelenfleisch sei nicht verletzlich und der finster-materiellen Welt zugehörig wie der Menschenkörper, auch habe sich Christus unsichtbar machen und ohne Ausscheidungszwang essen und trinken können. Das mit der Kreuzigung sei ein Zauber gewesen, denn Christus sei nie in die Welt der Materie eingetreten.

In der ersten Vision Hadewijchs aus dem 13. Jahrhundert bekräftigt Christus selbst seine totale Existenz. Er berichtet von jenem Menschenleben, in dem ihm die Menschen nachfolgen sollen. Entgegen allen Behauptungen habe er menschliches Empfinden, Sehnen und Bedürftigsein ungemildert durchlebt und alles immer dem Vater anheimgestellt. Wer so Mensch mit Christus sei, werde auch Gott mit ihm sein. Christliches Heil ereignet sich im Fleisch. – Optimistische Plädoyers für einen christlich reflektierten Leib werden auch im 18. Jahrhundert gehalten. Hier ist an den schwäbischen Theologen Oetinger zu erinnern. Seine schöne Formel stellt Gott in eine den ganzen Menschen umarmende Topographie: «Das Ende der Wege Gottes ist die Leiblichkeit.» Dass die Fussspuren des inkar-

nierten Gottes bis ins Fleisch hinein sichtbar sind, hallt auch in Brockes «Frühlings-Seufzer» von 1727 nach. Eine vergnügte Seele erfreut sich an Gott, am Frühling und an ihren Sinnen. «Dass ich sehen, hören, fühlen, schmecken, riechen kann!» entlockt Jubel, denn in der sinnlich erfahrbaren Welt tritt das Göttliche ins Sein – und bleibt doch unfassbar. Auf ganz ähnliche Weise beschwört der Theologe Alfred Delp kurz vor seiner Hinrichtung im Februar 1945 die sinnliche Präsenz Gottes. Sie ist ein Anspruch, dem wir zu antworten haben: «Das eine ist mir klar und spürbar wie selten: die Welt ist Gottes so voll. Aus allen Poren der Dinge quillt uns dies gleichsam entgegen. Wir bleiben in den schönen und in den bösen Stunden hängen. Wir erleben sie nicht bis zu dem Punkt, an dem sie aus Gott hervorströmen. Das gilt für das Schöne und auch für das Elend. In allem will Gott Begegnung feiern.»

Der Körper ist ein Schwergewichtler, die Seele hingegen eine Fliegerin. Entsprechende Gravitäten zeigt der im 4. Jahrhundert lebende Gregor von Nyssa in seiner «Vita Moysis». Körper fallen, wenn sie den ersten Anstoss nach unten erhalten haben, in die Tiefe. Umgekehrt gerät die von der irdischen Leidenschaftlichkeit gelöste Seele «in eine schnellstürzende Aufwärtsbewegung und fliegt von unten zur Höhe». Mit «unten» ist minderwertig, mit «oben» hochwertig assoziiert. In diese positive Aufwärtsbewegung hinein setzt der christliche Gott einen Kontrapunkt. Er steigt ab. Er lässt sich aus einer Frau ge-

bären. Er wird Mensch. Und damit beginnt eine andere Geschichte.

Die menschliche Geburt ist eine wesentliche christliche Chiffre. Sie enthüllt Ordnung, jene des menschlichen und insbesondere weiblichen Körpers. Sie spricht sich aus, auch wenn man nicht bis zu Eva und der über ihr Geschlecht verhängten Gebärstrafe zurückgehen mag. Das Kind erblickt das Licht der Welt dort, wo sich zugleich das Unreinste befindet. Damit operiert bereits jüdische Polemik gegen die christliche Behauptung der Gottesgeburt. Es wird verhöhnt, dass aus der Frau, deren Unterleib doch eine Kloake sei, ein Heiland geboren worden sein solle. Dort kämen – höchstens – Menschen heraus. Zum Glück gab es andere: Sie konnten das «heimliche heylige ampt des gebärens» hochhalten und gleichwohl sich erinnern, dass das menschliche Dasein löchrig ist. Im 16. Jahrhundert hiess einer von ihnen Agrippa von Nettesheim.

Doch die anatomische Nähe zwischen Defäkation und Geburtskanal bleibt beunruhigend. Sie erinnert an das (von allem Anfang an präsente) Sterben. Diesbezüglich nimmt der personifizierte Tod in «Der Ackermann aus Böhmen» im frühen 15. Jahrhundert kein Blatt vor den Mund. Der Mensch mit seiner kurzen Vernunft, seinem gestutzten Sinn und hohlen Herz habe aus dem so geborenen Menschen immer schon mehr machen wollen, als er sein könne. Gerade darin jedoch gebe er sich zu erkennen, sagt der Tod. Sein litaneiartiger Abgesang auf den Körper endet bei den neun Löchern, mit denen der Mensch sein Dasein bestreitet, bis der Spitzzüngige triumphiert.

Sogar geburtshilfliche Schriften müssen über die Ordnung des Unterleibs ein Wort verlieren. Noch Völters «Neueröffnete Hebammenschul» von 1679 findet die Lage der Gebärmutter bedenklich. Sie sei an einen solch «unlustigen Ort / gleichsam in ein Cloack zwischen lauter Gestanck und Unrath gesetzt». Allerdings (und hier wird die Ordnung sinnhaft) dämpfe gerade die «Cloack» Stösse ab und wärme die «noch zarte und blöde Frucht». In solchem Geborenwerden erkennt er: «Ja es scheint / es habe die Natur disfalls zugleich eine Lehrmeisterin abgegeben / und uns in Betrachtung unserer allgemeinen Herkunft der Demuth erinnern wollen». Diese Dialektik zwischen Hoch und Niedrig, die sich gerade im Blick auf die Geburtsanatomie manifestiert, trifft die christliche Körperauffassung wohl in ihrem tiefsten Kern.

Die Ambivalenz, die dem Körper als Ganzem gilt, greift auch dessen Sinn-

lichkeit an. Eine zu Gott reisende Seele lässt ihre Sinne, die Herren «Kämmerer», kurzerhand stehen. Diese sind verzagt. Dort, im göttlichen Liebesfeuer, müssten sie ja ganz erblinden, wie es denn die Seele da nur aushalte. Lakonisch antwortet diese: «Der visch mag in dem wasser nit ertrinken, der vogel mag in dem lufte nit versinken.» Sie kann ihrer Natur nicht abschwören und entschwebt. Mechthild von Magdeburg illustriert, von welch eingeschränktem Fassungsvermögen die Sinne in der Vereinigung mit Gott sind. Ganz zu schweigen von der Beschränktheit des menschlichen Ohrs oder Auges, die wir aus dem Vergleich mit den Tieren kennen. Oder von den Künstlern. Rilke notiert sich 1919 in Soglio, dass auch technische Errungenschaften wie Mikroskop, Fernrohr oder andere «Vorrichtungen» keine tatsächlich erweiterte Wahrnehmung erleben lassen. Zwar sollten solche (mit Freud gesprochen) «Prothesen» die Sinne «nach oben oder unten» erweitern. Indes durchdringe allein der Künstler mit seiner guttrainierten «fünffingrigen Hand seiner Sinne» die Phänomene. Dies sei immer nur ein «persönlicher Gebietsgewinn», nie ein in der Topographie der menschlichen Empfänglichkeit allgemeiner.

Mechthilds Szene wie auch Rilkes Notat zeigen Grundsätzliches. Die Sinne müssen trainiert und verfeinert werden – und ertragen dies doch nur in Massen. Die Crux ist: Die Sinne kleben uns ans Geschaffene. Dabei wären wir gerne anhänglich ans Sein, das in der still werdenden Seele quillt. Meister Eckhart spricht von dieser Selbstentfremdung, indem wir uns in die Kreaturen, in die «zeitlichen Dinge» ergössen und uns selbst dabei fremd würden. Eine Seele, in welche die Welt ständig einschiesst, indem «Gehör, Gesicht, Geruch raffend uns die Welt ins Gemüt, in das ewig Hungerige, ewig Dürstende in uns» werfe (so Christine Lavant), ist von Kümmeris nicht frei – «entsetztes Verlangen nach Heimkommen!» bleibt.

Nichtsdestotrotz. Die äusseren Sinne sind hochwertig, weil sie einer christlichen Intuition gemäss zur inneren Sinnlichkeit hinführen und damit eine spirituelle Perspektive eröffnen. Der Mensch kann nämlich durch die äussere Schöpfung zum darin sich offenbarenden Schöpfer blicken. Die Augen können die Welt als ein Buch Gottes betrachten. Dann liest das geistige Auge im lebendigen Alphabet. Auch dass Ohren horchen wollen, stimmt aus christlicher Sicht optimistisch. Denn das Horchen mit dem physischen Ohr führt zum Gehorchen. Da der Mensch seinen Weg nie selbst wisse, schrieb ein Vater vor 200 Jahren an seinen Sohn, müsse er die «inwendige Stimme erhör-

chen lernen». Zuerst stammle sie wie ein unschuldiges Kind, dann aber, wenn man dessen Unschuld ehre, spreche sie vernehmlicher. Im Mittelalter bildete man auch ein inneres Schmecken aus, um im Herzen Weisheit wahrzunehmen, denn man glaubte, dass die lateinischen Ausdrücke *sapere* («wissen, erfahren» und «schmecken») und *sapientia* («Weisheit») eng verwandt seien. Es gibt also ein Kontinuum zwischen physischer und geistig-seelischer Sinnlichkeit, das in Gott hineinführt. Diese Dynamik erläutert Meister Eckharts Gebetslehre. Wer wirklich beten wolle, bitte nicht um irgendetwas. Vielmehr bitte er sich aus seinem ganzen Sein («mit allen Gliedern und Kräften») in Gott hinein. Dann sei gebeten, worum zu bitten sei, eben um Gott allein: *Alsô kreftliclike sol man beten, daz man wölte, daz alliu diu gelider des menschen und krefte, beidiu ougen, ôren, munt, herze und alle sinne dar zuo gekêret waeren; und niht ensol man ûfhoeren, man envinde denne, daz man sich welle einen mit dem, den man gegenwertic hât und biêet, daz ist got.* Hierin liegt kostbarste Fülle der Sinnlichkeit. Sinn und Sein erfüllen einander.

* Aus: «Schritte ins Offene», Heft 2/99: «Sinnliches», Winterthurerstr. 60, CH-8006 Zürich.

Hildegard Elisabeth Keller, Dr. phil., Studium der Germanistik und Hispanistik. Promotion über frühe mittelhochdeutsche Mystik. Arbeitet heute in der mediävistischen Forschung und Lehre an der Universität Zürich, unterrichtet Deutsch und Spanisch am Gymnasium, schreibt als freie Feuilleton-Mitarbeiterin und realisiert Projekte, auch zur mittelalterlichen Kultur (Theater, Collagen aus Text und Musik, CD-Aufnahmen).

Ah!... köstliche Liebe...*

Nancy Cardoso Pereira

*alles ist Wonne an ihm.
Das ist mein Geliebter;
ja, das ist mein Freund.
(Das Hohelied der Liebe 5,10–16)*

Verführen und sich verführen lassen

Ein Körper nähert sich dem anderen in der Verwandlung der Sinne: Das Auge berührt, die Hand leckt, die Zunge riecht, die Nase hört begierig. Die Ohren berühren, das Bild des anderen, des Abwesenden, gewinnt in der Erinnerung der Sinne Gestalt.

Die Augen speichern, das Gehör nimmt auf. Die Nase fühlt voraus. Die Hand überwindet Zeit und Raum und zeichnet den anderen Körper auswendig nach. Auf der Zunge weckt der Geschmack der anderen Zunge Sehnsucht. Versenkung – die Liebe braucht die Fähigkeit, sich im anderen zu versenken. Sie fordert Langsamkeit und Entspannung, damit die Lust die inneren Grenzen der Seele entlangkriechen kann, die Grenzen des Rückenmarks, des Darms, des Herzens. Und die Liebe braucht Wiederholung und Aufmerksamkeit – verschwenderisch verteilt über die Stunden des Tages.

Die Liebe ist auch Beziehung, die Sinne sind Beziehung, Meine Hand in der anderen Hand, mein Mund in dem an-

deren Mund, meine Nase im Nacken des anderen. Meine Hand in den Höhlen und Krümmungen. Mein Ohr an seinen Stimmbändern.

In der Liebe lernt ein Körper den anderen in einer Beziehung zwischen gleichwertigen, völlig verschiedenen Menschen kennen. Meine Einzigartigkeit entfaltet sich in der Andersartigkeit des anderen. In der Beziehung mit dem anderen, der so völlig verschieden von mir ist, begreife ich, dass die Welt nicht in mir beginnt und wie viel es zu entdecken gibt. Die Liebe ist das Annehmen des Vorläufigen. Inkarnation.

Die Liebe: Versenkung und Beziehung. Eine Weise, die Welt kennenzulernen und zu beschreiben. Fluch. Sie wird immer verflucht bleiben, wenn sie es wagt, offen zu leben, ohne Scham. Sie wird verflucht sein, wenn sie Worte fordert und Wissen.

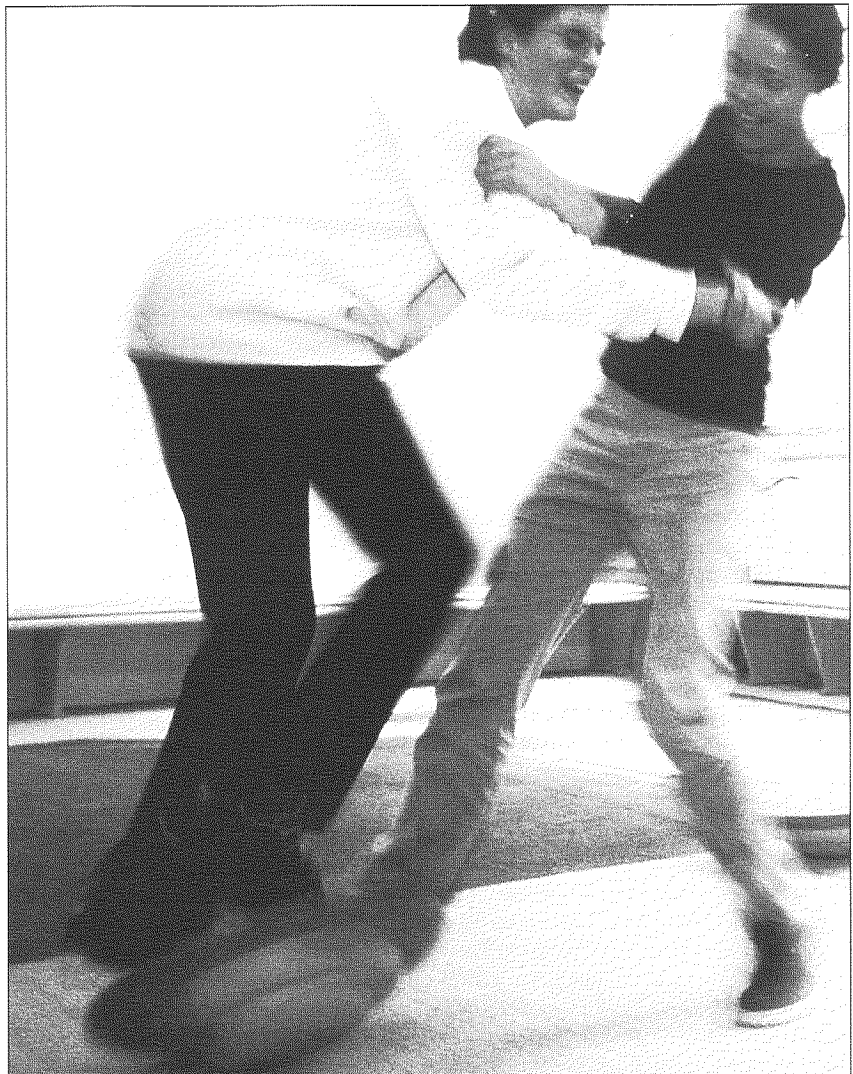
Die politischen und wirtschaftlichen, die religiösen und kulturellen Strukturen wissen von der Liebe und schreiben ihr Räume zu, in denen sie, gereinigt von Ausdrucksfähigkeit und Überraschung, erlaubt ist. Sie geben Gesetze. Sie erfinden einen Weg der Verführung in der Gestalt des Körpers, in Mode, Musik und im Roman, und sie sagen, wie die Liebe gelebt werden soll. Sie

6

Das Hohelied der Liebe ist eine Sammlung von Liebesgedichten, die um ca. 400 v. Chr. in einem Buch zusammengefasst worden sind. Die Texte des Hohenliedes sind überaus sinnlich und erotisch. Sie wurden in der Geschichte deshalb immer wieder mit Interpretationen bekleidet, welche die sinnlich-lustvolle Beschreibung der Sexualität zu zählen versuchten. So wurde das Hohelied als Allegorie der Liebe Gottes zu seinem Volk Israel oder der Liebe Christi zu seiner Kirche gedeutet. Die brasilianische Theologin Nancy Cardoso Pereira dagegen liest die Texte des Hohenliedes als «Körper-Texte», als Gedichte von Erotik und Verführung, als Sprache der Sinne und bringt mit ihrer eigenen, sinnlichen Lesart die erogenen Zonen des Textes wieder zum Sprechen. Ihr Text, aus dem wir Auszüge abdrucken, ist ein durch und durch erotischer Text über die Erregung und Verwandlung der Sinne in der Liebe. (DS)

In einem Gespräch über Liebe mit der Sulamitin¹ fanden wir heraus, dass wir sehr ähnliche Männer lieben. Ich beschrieb ihr mit den Worten, die auch sie benutzte, den Körper des Mannes, den ich liebe:

*Mein Geliebter ist weiss und rot
er ist genau so...
unermessliche Klarheit, überfließen-
des Licht
unter meinen Fingern,
Mund und Lippen
Sein Haupt ist reines Gold
er muss ein verlorener Stern sein,
Stück einer ganz neuen Sonne,
die zu den Menschen heraufkommt,
ewiger Tag
Seine Augen...sind wie Tauben
blau, und die Lider seiner Augen
schliessen mit der scharfen Linie
seiner blauen, süssen Worte
Seine Schenkel
oh, seine Schenkel.
Genuss meiner Liebe
Sein Mund ist voll Süsse,*



leugnen die Fähigkeit der Liebe, Wissen hervorzubringen, denn sie begrenzen Liebesbeziehungen auf das Privatleben. Die Kirche, die Familie, die Industrie und die Gesetzgeber wissen von der subversiven Kraft der Liebe, die die Sinne und das Bewusstsein weckt und vor allem Bilder, Worte, Welten schafft.

Die Liebe weckt das Wort auf: von der Erfahrung zu sprechen, sie in Briefen zu verlängern, in Gedichten, in Liedern, im Flüstern und dann vom Wort zur Tat zu schreiten; die Verführung und die Lust, die sich in den kleinen Dingen melden und die sich von da aus die Gegenwart erobern und es wagen, eine genussvolle, ausgefüllte und glückliche Zukunft zu wollen. (...)

Männerkörper – Frauenkörper

Das Hohelied der Liebe ist kein sexueller Text über Sexualität. Im Gegenteil, das Wort ist sexuell in seinem Ausdruck von Männer- und Frauenkörpern. Die Personen sind Körper. In der Liebesbeziehung nehmen die Körper eine Stellung ein. Was ist die Frau, sind die Frauen? Was ist der Mann, sind die Männer?

Der Mann – die Männer

Einer, der Liebhaber, ist Arbeiter, Schafhirte wie auch seine Freunde (Hl 1.7). Er lebt nicht in der Stadt, er ist ein Mann vom Land. Die anderen sind die Brüder, die im Text versuchen, die Rolle der Unterdrücker einzunehmen. Sie kontrollieren, bewachen oder versuchen, die Frau einzuschüchtern, die erzählt: *«Meiner Mutter Söhne waren mir böse, liessen mich Weinberge hüten...»* (1.6)

Die Brüder versuchen, sich dem Körper der Schwester zu nähern und Kontrolle über ihre Sexualität auszuüben: *«Wir haben eine kleine Schwester, noch ohne Brüste. Was tun wir mit unserer Schwester, wenn jemand um sie wirbt? Ist sie eine Mauer, bauen wir silberne Zinnen auf ihr? Ist sie eine Tür, versperren wir sie mit einem Zedernbrett.»* (8.8–9)

Andere Männer sind die Wächter der Stadt. Sie kommen in dem Text als Zensur der Gesellschaft vor, sie bewachen die Ordnung und massregeln die Frau, die auf die Strasse geht und von ihrer Liebe spricht: *«Ich suchte ihn, ich fand ihn nicht. Ich rief ihn, er antwortete nicht. Da fanden mich die Wächter bei ihrer Runde durch die Stadt; sie schlugen, sie verletzten mich. Den Mantel entrissen sie mir; die Wächter der Mauern.»* (5.6–7)

Einige Forschungen sehen in diesem gewaltsamen Verhalten der Stadtwächter gegenüber der Frau eine Art Verteidigung von Eigentum. Die Frau sei aus dem Harem geflohen, aus der Logik, die die Stadt für die Frauen vorgesehen

habe. Ihr den Mantel zu entreissen, könnte auch auf eine Vergewaltigung hinweisen. In dieser Analyse spielt der Gegensatz Stadt – Land eine grosse Rolle. Sie stellt die Gedichte in die prophetische Linie der Anklage der Städte und der Bestärkung des Landlebens.

Ein anderer Mann, der mehr ein Zitat als eine Person ist, ist der König Salomo. Er kommt in einigen Zitaten als ein möglicher Liebesanwärter vor, der die Stadt und ihren Reichtum beschreibt (3.6–11). Der Text legt der Frau die Ablehnung der Wünsche, die gekauft werden können, in den Mund: *«Salomo besass einen Weinberg in Baal-Hamon; den Weinberg übergab er Hütern. Für seine Frucht würde jeder tausend Silberstücke bezahlen.»* Die Frau antwortet: *«Mein eigener Weinberg liegt vor mir; die tausend lass ich dir Salomo, und zweihundert noch denen, die seine Früchte hüten.»* (8.11–12)

Der abwesende Mann – ist der Vater. Der Text bezieht sich an keiner Stelle auf den Vater. Vielleicht schlägt er damit die Möglichkeit der Selbstbestimmung und Befreiung der Frau in Bezug auf ihre Sexualität und ihren Körper vor.

Die Frau – die Frauen

Wer ist die Frau im Hohenlied? Die Liebende ist eine Arbeiterin (1.8), schwarz (1.6), die ihre Leidenschaft und ihren Körper annimmt und sich damit der Zensur der Familie, der Repression und der sozialen Gewalt aussetzt. Andere sind die «Töchter Jerusalems», die in dem Text als Chor vorkommen, der das Liebeslied der Liebenden begleitet. Manchmal sind sie solidarisch (6.1), manchmal neugierig (5.9).

Sie sind nicht repressiv und keine Gefahr für die Liebenden, sondern dazu da, dafür zu sorgen, dass die Liebe ihren Rhythmus behält, ihren Traum und ihre Stunde.

Die Mutter ist im ganzen Text gegenwärtig. Es ist ihr Haus, zu dem die Frau gehört. Wegen des Hauses ergreift die Liebende die Initiative, ihren Geliebten mit zu sich zu nehmen. In diesem Sinne verkörpert die Mutter nicht Zensur oder Unterdrückung, sondern Annahme und Solidarität mit den Taten der Frau, ihrer Tochter.

Der explizite Text

Der Text ist explizit. Die Sexualität auch.

Die Sprache ist implizit, so wie es zu Liebe und Leidenschaft passt. Es ist nicht möglich, die Lust zu erklären. Ein Flüstern sagt da weit mehr; geraunte Schreie; stöhnendes Schweigen; überströmende Worte, die auf der Zunge Bilder zusammenlaufen lassen. Der gewachsene Körper, gestreckt, geschwollen vor Lust, auf der Suche nach Raum für seine Worte: die Höhle der Lippen.

von neuen und alten Worten geöffnet. Grosse Lust!

Das Hohelied spricht von der Sexualität in Bildern. Und weil es Bilder sind, sind sie offen und erschöpfen sich nicht in einer einzigen Deutungsmöglichkeit. Hier spiele ich einige durch. Entdeckt Eure eigenen! Der Weinberg, der Garten, die Vegetation sind bevorzugte Bilder für das Geschlecht der Frau: *«...den eigenen Weinberg konnte ich nicht hüten.»* (1.6) *«Ein verschlossener Garten ist meine Schwester Braut, ein verschlossener Garten, ein versiegelter Quell.»* (4.12) *«Nordwind erwache! Südwind herbei! Durchweht meinen Garten, lasst strömen die Balsamdüfte! Mein Geliebter komme in seinen Garten und esse von den köstlichen Früchten.»* (4.16)

Das Geschlecht des Mannes bekommt Bilder der Bewegung und Erektion zugeschrieben, wie den Wind (4.16). Tiere (Fuchs, Schaf) oder Standarte: *«In das Weinhaus hat er mich geführt. Sein Banner über mir heisst Liebe.»* (2.4)

Auch der sexuellen Vereinigung werden Bilder zugeordnet, die mit dem Land zusammenhängen, mit seinen Bewegungen und seinen Liedern: die Tiere, die die Berge hinauf- und hinunterlaufen, deuten den Rhythmus der Sexualität an (2.8; 8.14); die Früchte und ihre Geschmäcker sprechen von einem Geschlecht, das vom anderen lebt (4.16); zwischen den Lilien weiden und bis zum Garten herabgehen... und andere Bilder für das eine Geschlecht im anderen.

Die Sexualität ist explizit... und die Liebe auch.

Der Text des Hohenliedes spricht nicht von der Hochzeit. An vielen Stellen sprechen sich die Liebenden als Braut und Bräutigam an; genauso wie sie sich «Geschwister» nennen oder sich andere Namen geben.

Die Liebenden leben nicht in demselben Haus und haben einander kein Versprechen gegeben, das ihre Beziehung irgendwie offiziell machen würde – und sie brauchen das auch nicht. Der Text spricht die Frage nach Kindern nicht einmal an, was bei Segensworten oder Gedichten für die Ehe dazugehören würde.

Diese nicht institutionalisierte Liebe hinterlässt Spuren und Versprechen auf dem Körper: *«Leg mich wie ein Siegel auf dein Herz, wie ein Siegel an deinen Arm! Stark wie der Tod ist die Liebe, die Leidenschaft ist hart wie die Unterwelt.»* (8.6)

Die Liebesworte sind sich ihrer Grenzen und Vorläufigkeit bewusst. Wäre das nicht so, würden sie schon bald zu blossen Floskeln oder zu einem autoritären Diskurs.

Kein Wort, kein Wortspiel spricht von der geliebten Person in einer endgültigen Weise. Die Liebesworte sind immer

Annäherung, immer Übung. Die Worte, die von einem Körper in dem anderen sprechen, sind tatsächlich nie exakt, nie präzise, immer sind sie begrenzt und wiederholen sich. Deswegen suchen die Liebenden nach Vermittlung, nach anderen Worten aus anderen Beziehungen und Welten, um zu beschreiben, sich anzunähern, sich auszudrücken und die unübersetzbare Liebe zu übersetzen. In diesem dringenden Bedürfnis nach Vermittlung gestalten die Liebenden schliesslich alles in ihrer Umgebung um. Die Worte des Alltags, der Arbeit, der Natur, die Farben, Gerüche, Klänge, Gewebe und Geschmäcker: alles kann zur Vermittlung der Liebesworte beitragen. Das Sprechen von der Liebe bringt so, durch die Sinne, Wissen hervor.

Riechen

Die Nase ist das feine Instrument, das die Gerüche des Körpers, den Geruch des Lebens, wahrnimmt. Die Worte haben einen Geruch und leben in dem geliebten Körper.

Die Frau sagt dem Mann: *«Köstlich ist der Duft deiner Salben, dein Name hingegossenes Salböl.»* (1.3) ...und sie sagt von sich selbst: *«Solange der König an der Tafel liegt, gibt meine Narde ihren Duft. Mein Geliebter ruht wie ein Beutel mit Myrrhe an meiner Brust.»* (1.12–14)

Der Mann beschreibt die Stunde der Liebe mit der Nase: *«... die blühenden Reben duften. Steh auf; meine Freundin, meine Schöne, so komm doch.»* (2.13) ... und er sagt von der Frau: *«Der Duft deiner Kleider ist wie des Libanon Duft.»* (4.11)

Sehen

Das Auge holt heran und hebt hervor, spiegelt und bewahrt, verhüllt und entdeckt: *«... mein Geliebter ... draussen steht er an der Wand unseres Hauses, er blickt durch die Fenster, späht durch die Gitter.»* (2.9)

Das Auge berührt, streichelt, zerreisst in Stücke: *«Verzaubert hast du mich meine Schwester Braut, ja verzaubert mit einem Blick deiner Augen.»* (4.9)

Es sind die Augen, die in die anderen Augen eindringen und sie wärmen: *«Wende deine Augen von mir, denn sie verwirren mich.»* (6.5)

Das Auge spricht, fragt und antwortet, entkleidet, ohne gesehen zu werden, ist, zerstört die Ruhe und beruhigt. Mehr als sie sehen, geben die Augen die geliebte Person in einem Spiegel von Schönheit wieder: *«Schön bist du, meine Freundin, ja, du bist schön.»* (1.15) *«Schön bist du mein Geliebter, verlockend...»* (1.16)

Berühren

Der gesamte Text bewegt sich zwischen Wiedersehen und Abschied. Körper, die sich erwarten, sich treffen, festhalten

und wieder loslassen: *«... fand ich ihn, den meine Seele liebt. Ich packte ihn, liess ihn nicht mehr los...»* (3.4)

Die Hand, die den Körper berührt, von aussen. Haar, Haut, Gänsehaut, Fleisch, Vereinigung, Süsse, Finger: *«Ersteigen will ich die Palme; ich greife nach den Zweigen.»* (7.9) *«Mein Geliebter streckte die Hand durch die Luke; da bebte mein Herz ihm entgegen.»* (5.4) Und die Umarmung, eine, die die genauen Proportionen des anderen Körpers kennt, weiss, wo sie ausruhen und leise sagen kann, dass sie glücklich ist: *«Seine Linke liegt unter meinem Kopf, seine Rechte umfängt mich.»* (2.6)

Hören

Von allen Stimmen, die die Welt hat, diejenige herauszuhören, die mich bewohnt: *«Horch! Mein Geliebter! ...»* (2.8) *«Ich schlief; doch mein Herz war wach. Horch, mein Geliebter klopft.»* (5.2)

In der Verwandlung der Sinne kann das Hören auch eine Form des Leckens sein: *«... deine Stimme hören! Denn süss ist deine Stimme...»* (2.14)

Es ist nicht, was jemand sagt, sind nicht die Worte, sondern das Sprechen selbst, der Ton der Stimme, der so schön ist zu hören. Stimme, Atem, Luft aus dem Hals, geformt zu Silben, die das Ohr des Menschen, den wir lieben, verführen.

Lecken

«Ein Apfelbaum unter Waldbäumen ist mein Geliebter unter den Burschen. In seinem Schatten begehre ich zu sitzen. Wie süss schmeckt seine Frucht meinem Gaumen! In das Weinhaus hat er mich geführt. Sein Zeichen über mir heisst Liebe. Stärkt mich mit Traubenkuchen, erquickt mich mit Äpfeln; denn ich bin krank vor Liebe.» (2.3–5)

Der Mund und die Zunge: küssen, lecken, saugen, lutschen, beissen, essen und essen. Teller und Körper. Hunger und Hunger. Durst.

«Wie schön ist deine Liebe, meine Schwester Braut; wieviel süsser ist deine Liebe als Wein... Von deinen Lippen, Braut, tropft Honig; Milch und Honig ist unter deiner Zunge.» (7.8–9)

Es ist die Frau, die die Zunge des Mannes einlädt, sich über ihren ganzen Körper zu ergiessen: *«Mein Geliebter komme in seinen Garten und esse von den köstlichen Früchten.»* (4.16)

Und der Mann antwortet gesättigt: *«Ich komme in meinen Garten... esse meine Wabe samt dem Honig, trinke meinen Wein und die Milch.»* (5.1)

Der ganze Körper ist essbar, trinkbar: *«Dein Schoss ist ein rundes Becken, Würzwein mangle ihm nicht.»* (7.3) *«Trauben an den Weinstöcken seien mir deine Brüste, Apfelduft sei der Duft deines Atems, dein Mund köstlicher Wein.»* (7.9–10)

Die Frau antwortet ihm mit den Worten: *«... der glatt in mich eingeht, der Lippen und Zähne mir netzt.»* (7.10)

Die Zunge für die Sprache der Liebe. Der Geschmack, die Freude des Körpers. Würze und die Fähigkeit, nie geschmeckte, nie geleckte Geschmäcker zu entdecken.

Der Körper und seine Gespräche

«Süsse» ist keine Eigenschaft des Hörens. Menschen haben keine «Zweige», an denen sich andere festhalten können. Augen haben keine Krallen, daher können sie auch nichts festhalten oder herausreissen.

Lippen sind keine Lilien, das Geschlecht des Mannes ist keine Fahne, das Geschlecht der Frau ist kein Weinberg, und ein Schoss kann kein rundes Becken sein.

Rational gesehen sind Behauptungen wie diese nicht logisch. Diese Art, vom Körper zu sprechen, orientiert sich nicht am Wissen um seine Funktionen und gibt auch nicht vor, den Körper objektiv zu beschreiben. Das Sprechen vom Körper – Versenkung und Beziehung – beruht auf der Logik der Sinne. Innerhalb dieser Logik können Steine Federn sein und kann ich mich von der Sonne ernähren.

Die poetische Rückgewinnung des Körpers im Hohenlied tritt der Funktionalität jenes Diskurses entgegen, die Tempel und Gesetz den Körpern als soziale und religiöse Kontrolle auferlegten. Das Reden vom lustvollen Körper im Hohenlied muss nicht erklärt werden, sondern kann direkt gesehen werden, ohne sich künstlich um Metaphern der göttlichen Liebe oder der menschlichen Liebe im allgemeinen zu bemühen. Die Sexualität ist der Körper in seinen Übungen. Absolute Sinne. Kein Ziel ... wenn nicht das der Lust von zwei Menschen.

* Die Textauszüge wurden mit freundlicher Genehmigung entnommen aus: Bärbel Fünfsinn; L. Carlos Hoch; Christiane Rösener (Hg.), Töchter der Sonne. Unterwegs zu einer feministischen Befreiungstheologie in Lateinamerika. Hamburg 1996, 199–201, 211–218.

Nancy Cardoso Pereira, Theologin aus Brasilien, ist Studentinpfarrerin am Colegio Metodista in Piracicaba, SP, Brasilien.

1) Es handelt sich hierbei um die (schwarze) Protagonistin des Hohenliedes. Vgl. Hl 7.1. (Anm. d. Übers.)

Sinnlichkeit und Erkenntnis

Eine Text-Collage

«Die Erkenntnis, die nicht durch die Sinne gegangen ist, kann keine andere Wahrheit erzeugen als die schädliche.» (Leonardo da Vinci) Wenn diese Einsicht – nach dem langen gefährlichen Experiment mit der abstrakten Rationalität, das im instrumentalischen Denken endete – wieder fruchtbar würde: Dies wäre wirklich eine neue Renaissance des Bewusstseins. Was spricht dagegen? Dass die Sinne vieler Menschen – nicht durch ihre 'Schuld' – verödet sind und dass sie, mit recht, Angst davor haben, sie zu reaktivieren. Dass sie es vielleicht nicht mehr können.» (Christa Wolf, Voraussetzungen einer Erzählung: Cassandra, Frankfurter Poetik-Vorlesungen, Darmstadt/Neuwied 1983, 122)

«Hab mir eine Übung ausgedacht, wie um meine toten Sinne zu beleben. Die Eigenart und Farbe eines jeden Tages mit Worten einzufangen. Zeichen, Signalen. Wie Fangseile ... Heute duftete mein Tag nach Sonnenwiese, Wipfelrauschen, Mühlenbach, Vergissmeinnicht und Dani-Popo. Oder der Tag beginnt mit Morgenkaffee, Sommerwolken, Eichelhäher und Jungwald. Stimmen im Wind, Gemurmel, Plätschern wie Wasser. Nichts. Alles.» (Maxie Wander, Leben wär' eine prima Alternative, Tagebuchaufzeichnungen und Briefe, Darmstadt/Neuwied 1980, 126)

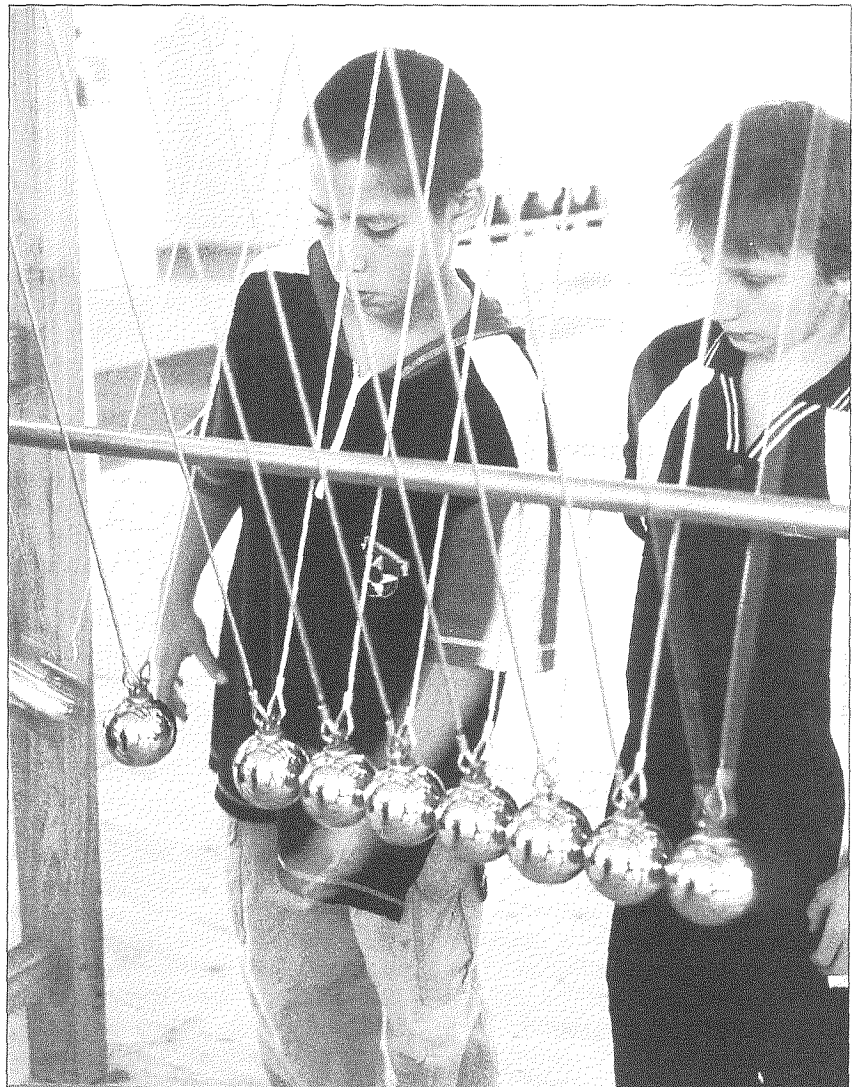
«Wir, ernüchtert bis auf die Knochen, stehn enteigert vor den vergegenständlichten Träumen jenes instrumentalischen Denkens, das sich immer noch Vernunft nennt, aber dem aufklärerischen Ansatz auf Emanzipation, auf Mündigkeit hin, längst entglitt und als blanker Nützlichkeitswahn in das Industriezeitalter eingetreten ist. (...) Wo bleiben Rosetta, Marie, Marion, Lena, Julie, Lucile? Ausserhalb der Zitadelle, selbstverständlich. Ungeschützt im Vorfeld. Kein Denkgebäude nimmt sie auf. Man macht sie glauben: anders als auf diese Art – verschanzt! – könne kein Mensch vernünftig denken... Von

unten, von aussen blicken sie auf die angestrenzte Geistestätigkeit des Mannes, die, je länger, je mehr, darauf gerichtet ist, seine Festung durch Messungen, Berechnungen, ausgeklügelte Zahlen- und Plansysteme abzusichern. Die sich in der eisigsten Abstraktion wohl fühlt und deren letzte Wahrheit die Formel wird. Wie könnte Rosetta argwöhnen, dass es Berührungsangst ist, wenn er sich der Fülle der Wirklichkeit entzieht; dass seine Gebrechlichkeit und die Furcht, ihrer gewahr zu werden, ihn in seine wahnwitzigen Systeme hineintreibt.» (Christa Wolf, Von Büchner sprechen, Darmstädter Rede, in: Dies., Die Dimension des Autors, Essays und Aufsätze, Reden und Gespräche 1959–1985, 612/615f.)

«Wenn wir (...) mit 'unserem Leib, unserem Selbst' beginnen, so gewahren wir, dass alle unsere Erkenntnis, mit Einschluss der moraltheologischen Erkenntnis, leibvermittelte Erkenntnis ist. Alle Erkenntnis wurzelt in unserer sinnlichen Wahrnehmung. Wir kennen und werten die Welt, wenn wir sie durch unsere Fähigkeit, zu berühren, zu hören, zu sehen, kennen und werten. *Perzeption* ist die Grundlage zur *Konzeption*. Die Gedanken hängen von unserer sinn-

lichen Wahrnehmung ab. Das Sinnesempfinden ist das leibliche Grundelement, das unsere Verbundenheit mit der Welt vermittelt. Wenn wir nicht sinnlich wahrnehmen können, verlieren wir unsere Verbindung mit der Welt. Jede Fähigkeit, einschliesslich der Denkfähigkeit, wurzelt im Sinnesempfinden. Wenn das Sinnesempfinden Schaden gelitten hat oder nicht mehr vorhanden ist, ist auch unser Vermögen, uns die Welt vorzustellen und auf sie zu wirken, zerstört und unsere Rationalität beeinträchtigt. Doch dann ist nicht nur das Vermögen, sich die Welt *vorzustellen*, dahin, sondern auch das Vermögen, die Welt zu *werten*. Wenn wir unsere Empfindungen nicht klar wahrnehmen, wenn wir nicht wissen, was wir empfinden, können wir nicht wirkkräftige Träger moralischen Handelns sein.» (Beverly Wildung Harrison, Die Macht des Zorns im Werk der Liebe. Eine christliche Ethik für Frauen und andere Fremde, in: Bernadette Brooten/Norbert Greinacher (Hg.), Frauen in der Männerkirche, München/Mainz 1982, 200f.)

«Am liebsten hätt ich Sie gefragt, woran glauben Sie? Welchen Sinn hat das Leben für Sie, wo ist Ihre Mitte? Bei mir bildet sich nach und nach etwas



wie ein Sinn heraus, eine Mitte, nach der ich lange gesucht habe und ohne die ich vielleicht nicht leben könnte. Benennen kann ich es noch nicht, nur in die Richtung zeigen: es ist der Glaube an eine Kraft, die in allem wohnt, ein Lebensgesetz in allem Lebendigen, das man nicht ungestraft verletzen darf. Man muss dem Leben auf die Schliche kommen und herausfinden, was es eigentlich will, man muss seine Augen und auch die Nase öffnen und das Ohr an die Bäume legen wie an den Mutterleib.» (Maxie Wander, *Leben wär' eine prima Alternative*, Tagebuchaufzeichnungen und Briefe, Darmstadt/Neuwied 1980, 179)

«**Das Lateinische hat für die geistigen Fähigkeiten** und Tugenden der Menschen zwei verschiedene Wörter, es unterscheidet, wie viele alte Sprachen, zwischen *scientia* und *sapientia*. 'Scientia', dem unser deutsches Wort 'Wissenschaft' am nächsten kommt, ist wissen, kennen, verfügen, zu behandeln wissen. Eine Art know how. Es ist ein Wissen von Gegenständen, und es vergegenständlicht sich das, was es wissen will, damit es daraus Nutzen ziehen kann.

'Sapientia', meist mit 'Weisheit', 'Einsicht' oder 'Verstand' wiedergegeben, kommt sprachlich von 'schmecken' oder 'riechen', es geht auf eine sinnliche Tätigkeit zurück und ist ein eher zögerliches, weniger zupackendes Verhalten, ein Lebenswissen, das den Zusammenhang des einzelnen mit dem Ganzen im Auge behält. Die Macht dieser Art Weisheit stammt nicht aus dem Beherrschen, sondern eher aus dem Zuhörenden Sich-beugen. Die Weisheit ist wie die Ruach, die mütterlich-brütend oder durch Wind zum Leben rufend vorgestellt wurde, eine Kraft, die andere in Bewegung setzt und alles Träge, Faule, Schläffe, Tote überwindet. (...) *Scientia* ohne Sehnsucht nach *Sapientia* hat etwas Selbsterstörerisches. Das imperiale Wissen von den zu benutzenden Dingen lässt weder das Objekt noch das Subjekt unbeschädigt; das Objekt wird isoliert und sozusagen ortlos, das Subjekt vereinsamt sich selbst. (...)

Das Rufen nach der Geistin in der Zeit der Geistlosigkeit setzt eine andere Kultur der Gefühle voraus, eine andere Art der Verbundenheit mit den Dingen, der Natur und den anderen Menschen.» (Dorothee Sölle, *Scientia und sapientia in einer geistlosen Gegenwart*, in: Dorothee Sölle/ Luise Schottroff, *Den Himmel erden. Eine ökofeministische Annäherung an die Bibel*, München 1996, 162–164)

«**Im schroffen Gegensatz** zu einem Denken mit dem Körper steht die Hegelsche Vorstellung vom Denken, dass

einem Hören und Sehen vergeht. Hören und Sehen sind die bekanntesten Sinneswahrnehmungen. Ohren und Augen die dafür zuständigen Sinnesorgane. Wo sie bewusst ausgeschaltet werden, hat das Denken sich vom Körper gelöst, ist es entsinnlicht, sinnlos und damit sogar oft sinnlos geworden. Es ist zu fragen, ob Weltskeptizismus und Nihilismus nicht auch ihre Ursache in der Abspaltung der Sinne von unserem Denken haben.

Unsere Sinne sind Antennen des Körpers. Sie vermitteln uns Vorgänge der Aussenwelt und Zustände im eigenen Körper. Sie lassen uns unmittelbar an der Natur teilnehmen, und sie geben wieder, was unser Körper an Schmerz, Lust, Druck erlebt. Die Sinne haben also eine faszinierende Doppelbedeutung. Sie lassen uns erfahren, dass unser Körper nicht etwas Abgeschlossenes ist, sondern in sich Leben hat, das nach aussen gelebt und von aussen belebt wird. Unser Körper ist durch unsere Sinne die einzigartige Vermittlung von Ich und Welt, von unserem begrenzten und oft verengten Raum und der Natur und Gesellschaft, die uns in einen weiten Raum stellen.» (Elisabeth Moltmann-Wendel, *Mein Körper bin ich. Neue Wege zur Leiblichkeit*, Gütersloh 1994, 117f.)

«**Wenn Vernunft sich in der Gegenwart**, und das heisst: unter postmodernen Vorzeichen, behaupten will, wenn Vernunft wieder vernünftig werden und zugleich ihre scheinbare Neutralität zugunsten der Geschlechterdifferenz aufgeben will, muss sie – so mein Vorschlag – ästhetisch werden. Und zwar im Sinne einer neuen Phänomenologie der Vernunft, die auf Wahrnehmungen, auf die Sinne und die Sinnlichkeiten, auf den Körper und auf die Vielfalt der Kunst des Wahrhabens zurückgreift! (...)

Die ästhetische Vernunft praktiziert, da sie sich gerade nicht geschlechtsneutral versteht, ein *Denken 'am Leitfaden des Leibes'*. Der traditionellen Körpervergessenheit und Körperignoranz wird ein Denken vom Körper her entgegengestellt. Denn es ist der individuelle Körper, der erst Wahrnehmungen ermöglicht und der Ort dieser Wahrnehmungen ist. Zugleich ist der Körper – und der Frauenkörper in besonderem Masse – bereits Interpretation. Dieses Paradox löst sich auf, wenn die traditionell-philosophische Dichotomie von Denken versus Körper aufgegeben und das Denken selbst im Körper verortet wird. Dieses Denken kann sich jedoch nicht mehr auf traditionelle erkenntnistheoretische Deduktionen verlassen, die ihrerseits bereits auf ein vorgegebenes Regelwerk aufbauen. Denn das im Körper verortete Denken geht von einer subjektiven Körper- und Lebenserfah-

rung aus und von seiner Verstricktheit mit der Umgebung.

Es ist nicht nur ein archäologischer und genealogischer Zugang zum Wissen und Denken, sondern auch zum Körper. Diese Zugänge zum Körper vermitteln eine zweifache Einsicht: 'Erstens die Absage an das Ideal reiner, vollständiger, zeit- und situationsunabhängiger Erkenntnis und die Idee eines reinen Bewusstseins- und Vernunftsubjekts und zweitens der Verweis auf den lebendigen, als je eigenen erfahrenen Körper als Medium des Wissens.' (E. List) Der einzelne, individuelle Körper wird zum Ort und zum Schnittpunkt von Wissen. Der Körper selbst bzw. das Körper-Selbst verfügt über ein unbewusstes und nicht-logisches, implizites Wissen. Und es ist der Körper, der das In-der-Welt-Sein vermittelt, der ein Selbst in der Welt verkörpert. Der wissende Körper verknüpft Kognition und Emotion, Wissen und Spüren, Fühlen und Erkennen, Lust und Begehren.» (Lisa Schmuckli, *Differenzen und Dissonanzen. Zugänge zu feministischen Erkenntnistheorien in der Postmoderne*, Königstein/Taunus 1996, 141–143)

«**Mit unseren Sinnen können wir** auch eine andere Dimension Gottes erleben. Nicht den Gott, den viele im Christentum kennengelernt haben: den Richter, Meister, Herrscher, den Gott, zu dem wir in ewiger Distanz bleiben, sondern Gott, der in allen Dingen ist. Indem wir mit unseren vielfältigen Sinnen den Atem der Schöpfung wieder spüren, ist uns Gott in diesem Schöpfungsatem wieder nah. Denn in ihm – wie Paulus sagt – 'leben, weben und sind wir' (Apg 17,28).

'Die Sinne sind Gott näher als die Gedanken', heisst es in der Meditationskultur. Ich meine, dass Gott denken und Gott mit den Sinnen erfassen nicht voneinander zu trennen sind. Indem wir anfangen, mit dem Körper zu denken, mit den Sinnen zu leben, können wir auch versuchen, mit den Sinnen glaubend zu denken. (...) Mit allen Sinnen glauben, meint kein Abheben in eine der Theologie fremde Welt. Es heisst Eingehen in eine Theologie und ihre in ihr verborgene Sinnlichkeit wieder zum Leuchten, zum Hören, zum Spüren bringen. Es heisst Eingehen in eine Welt, die wir uns durch unsere Sinne wieder als Gottes stete Energie erwecken können.» (Elisabeth Moltmann-Wendel, *Mein Körper bin ich. Neue Wege zur Leiblichkeit*, Gütersloh 1994, 125)

Zusammengestellt von Doris Strahm

Sinnverlust und sinnliche Wahrnehmung

Gedanken einer biedereren Schweizer Psychotherapeutin

Marianne Biedermann

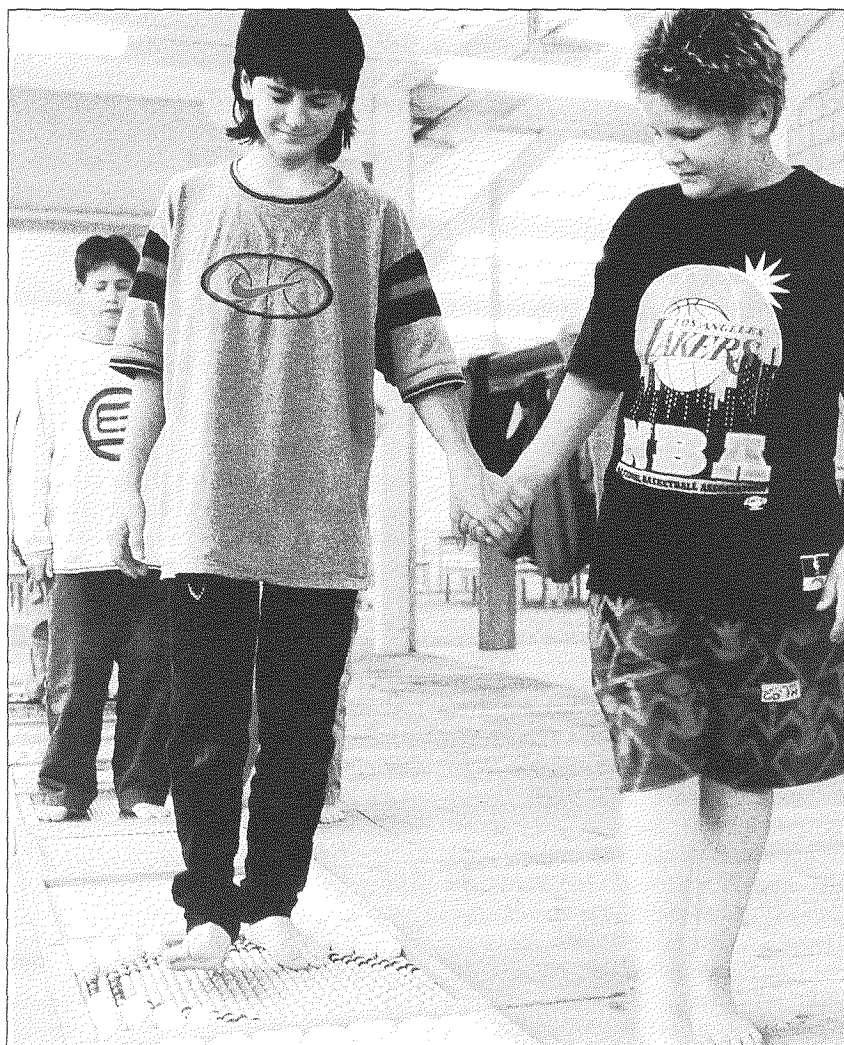
Ich wollte, ich wäre Yakadura – eine srilankische Dämonenmeisterin! Bin ich aber nicht. Bin eine biedere Schweizer Psychotherapeutin. Als solche hat mich die FAMA-Redaktion eingeladen, einen Text zu schreiben zum Thema «Sinnverlust und sinnliche Wahrnehmung im Kontext der Psychotherapie». Alles klar, dachte ich und sagte zu. Wer Sinnverlust erlebt, hat den Kontakt zu seinen Sinnen verloren, die gilt es wieder zu aktivieren. Denn woher soll Sinn kommen, wenn nicht aus dem Fundament des sinnlichen Erlebens? So etwa.

Ich setzte mich an den Computer und begann zu formulieren. Ich hielt Rücksprache mit meinen Erfahrungen. Wie ist das mit Sinn und Sinnverlust etwa bei der 18-jährigen Lena, die mich immer wieder in Atem hält? Nicht so einfach, merkte ich bald.

Als ich Lena vor einem Jahr kennenlernte, sagte sie, sie könne in ihrem Leben keinen Sinn sehen. Sie hatte aber sehr wohl ein klares Ziel: so schlank zu sein wie das Model Kate Moss. Mit eiserner Disziplin hungerte sie diesem Ziel entgegen. Als sie es erreicht hatte, beschloss sie, präventiv ein weiteres Kilo abzunehmen, um nie wieder im Leben ein Gramm schwerer zu sein als Kate.

Die Sinne kommen bei alledem nicht zu kurz, wie das Stichwort «Sinnverlust» nahelegen könnte. Der Hunger schafft intensivste Empfindungen zwischen peinigendem Verlangen nach Nahrung und Euphorie. Er schärft Geruchs- und Geschmacksnerven, öffnet Augen und Ohren, wenn auch eingengt auf das eine grosse Thema: mein Körper, mein Essen, mein Nichtessen. Speicheldrüsen, Magenerven und Phantasie zentrieren sich Stunden zum Voraus auf die 100 Gramm Nudeln, die Lena sich als einzige Mahlzeit abends genehmigt. Das Essen selber ist für Lena – anders als für manche Magersüchtigen – himmlischer Genuss.

Manchmal bringen die sinnlichen Wahrnehmungen aber auch Zweifel und



Verzweiflung mit sich: wenn Lena nach Essen giert, wenn sie schwach wird, zu viel isst und der Magen dann ungewohnt voll ist und schmerzt.

Rein zu sein «von Fett und Schlacken», ist Lenas innigste Sehnsucht. Reinheit wird einseitig den Frauen abverlangt. Früher im Gewande genital-sexueller Keuschheit – in Gedanken, Wort und Tat. Heute im Gewande oraler Enthaltsamkeit. Wer seine Begierden nach Schoggi-glacé und Schinkengipfeli cool im Griff hat, gehört zu den neuen Heldinnen. Wer aber schwach wird und beim Essen zuschlägt, empfindet Scham- und Schuldgefühle. Dies ist ein Grund unter vielen, warum mehr Frauen als Männer Essstörungen entwickeln. Erst in den letzten Jahren sind auch Männer unter Druck gekommen, rein und fettfrei zu werden, doch dies ist ein Thema für sich.

Lena hat das Gefühl, im Leben zu versagen. Das Erlebnis, machtvolle Kontrolle über den eigenen Körper auszuüben, gibt ihr Sicherheit und Sinn. Stolz sagt sie: «Eines kann ich: nicht essen!»

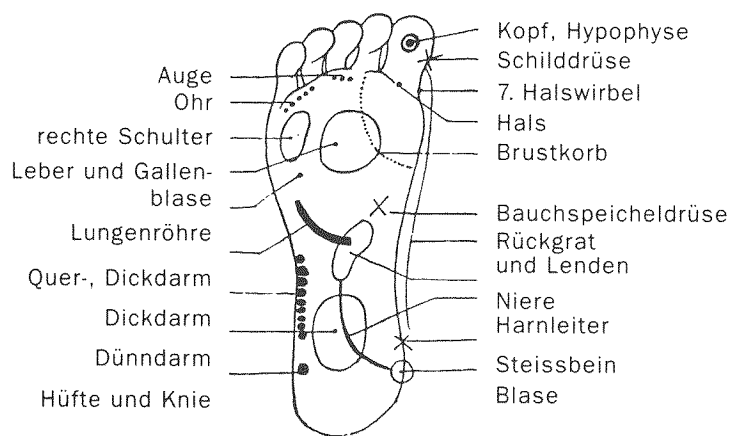
Ich wollte, ich wäre Yakadura. Zum Yakadura, meist sind es Männer, kommen Menschen mit seelischen Problemen. Dem sagen wir hier im Westen so. In der buddhistischen Kultur Sri Lankas handelt es sich nicht um Probleme, son-

dern um Dämonen, die einen Menschen quälen. Sie lassen ihn nicht schlafen, bringen ihn dazu, wirres Zeug zu reden, sie hindern ihn daran, seinen täglichen Pflichten nachzukommen. Die Dämonen nähren sich von der Unzufriedenheit der Menschen. Je unzufriedener und gieriger ein Mensch ist, umso mächtiger werden die Dämonen.

Über die Heiler in Sri Lanka habe ich von Beatrice Vogt Fryba erfahren, die dort während Jahren zu einem Heiler in die Lehre ging und ihre Erfahrungen in einer Dissertation dargestellt hat (Rüegger 1991). Die Dämonen, Geister und Götter als Teil der buddhistischen Volksfrömmigkeit sind bei uns wenig bekannt. Sie spielen jedoch eine grosse Rolle und liegen im Erleben der Menschen nicht im Widerstreit mit den atheistischen Aspekten der buddhistischen Hochreligion.

Ausführlich beschreibt Vogt die Heilung einer schwer verstörten Frau. Verwandte bringen die Frau zum Heiler. Der nimmt Kontakt auf mit dem Dämon und handelt die Bedingungen aus, damit der Dämon die Frau wieder in Ruhe lässt. Der Dämon spricht aus dem Munde der Patientin, die solche Abläufe von Kind auf kennengelernt hat bei den andern Dorfbewohnern, bei ihren Verwandten.

Der Dämon stellt Forderungen, etwa



nach Opfern und einem grossen Fest. So, wie Patientinnen bei uns wissen, dass sie bei einer Essstörung eine Therapie beanspruchen können, so wissen die Menschen dort, dass sie angesichts ihrer Dämonen ein Fest zugute haben, bei dem das ganze Dorf an ihrem Leiden und ihrer Gesundheit Anteil nimmt. Der Heiler verspricht dem Dämon ein Fest und bestimmte Opfergaben, der Dämon verspricht dafür, sich danach zurückzuziehen.

Danach bindet der Yakadura der Patientin eine Schnur um den Arm. Die Schnur bleibt am Arm bis zum grossen Fest, als Symbol der Verbundenheit mit dem Heiler. Solange die Schnur am Arm ist, kann der Dämon der Frau nichts anhaben: Sie funktioniert wieder normal.

Nach wochenlangen Vorbereitungen ist es dann soweit: Die ganze Familie und das ganze Dorf versammeln sich erwartungsvoll. Trommeln ertönen durch die Nacht. Der Heiler führt die Patientin mithilfe seiner Assistenten und der Musiker durch ein differenziertes, humorvolles Ritual. Der Heiler, seine Assistenten und die Patientin tanzen und befinden sich zeitweise in Trance. Der Heiler gibt dem Dämon die Erlaubnis, sich im Körper der Patientin auszudrücken. Dies geschieht nun allerdings nicht mehr unkontrolliert, sondern auf dem vom Heiler geordneten und geschützten Arbeitsplatz des sogenannten Tovil-Rituals. Die Patientin überlässt ihren Körper dem Dämon. Sie stützt sich dabei vertrauensvoll auf die Führung des Heilers. Dieser führt sie mit seinen therapeutischen Hilfsmitteln hin in die dämonische Erlebensweise und wieder zurück in die Alltagswelt. In der Pause geht die Patientin Tee kochen, als ob nichts wäre. So gewinnt sie Vertrauen, Flexibilität und Steuerungskraft über ihre «normalen» und «verrückten» Seiten.

Auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzung mit dem Dämon beisst die Patientin mit ihren Zähnen einem lebenden Hahn in den Hals, ein Akt, in welchem sie sich mit dem Dämonischen – als westliche Psychotherapeutin würde ich

sagen: mit ihren gierig-aggressiven Persönlichkeitsanteilen – aufs Kühnste identifiziert.

Gerade durch diese Identifikation verliert der Dämon seine Gewalt über die Frau und die Frau ihre Faszination für den Dämon. Beide werden im Lauf des Rituals befriedet und befriedigt. Der Heiler überwacht als Meister der Zeremonie die getroffenen Abmachungen. Der Dämon, der während des Rituals tanzen und sich austoben konnte, wird unter Kontrolle gebracht und gezähmt. In der westlichen Kultur werden Teufel exorziert und Sündenböcke in die Wüste gejagt. Die Gesellschaft wie der Einzelne sollen rein sein. In Sri Lanka hingegen begegnet man statt dessen den Dämonen mit Respekt. Essen und Trinken gibt es am Fest nicht nur für das ganze Dorf, sondern auch für die Dämonen. Manchmal ist gar ein eigener Koch mit den Speisen für diese Wesen beschäftigt. An einem schön geschmückten Altar wird ihnen geopfert. Am Schluss des Festes, im Morgengrauen, zieht sich der Dämon vertragsgemäss zurück und lässt die Frau in Ruhe. Alle Wesen sind wieder an ihrem Platz, der ganze Kosmos ist harmonisiert worden. Die Dämonen bleiben aber nahe. Sie sind ein Teil des Lebens, unberechenbar, bereit, jeden zu überfallen, der unvorsichtig ist oder die buddhistische Tradition und Moral verletzt.

In meinen Psychotherapien läuft alles etwas anders und meist auch nicht genau so, wie ich gerne möchte. Wer zu mir in eine Therapie kommt, muss sich darauf gefasst machen, in einem monate-, oft jahrelangen Prozess Schritt für Schritt zu entknüpfen und zu verarbeiten, was sich gegenseitig blockiert: verdrängte Aggressionen, narzisstische Kränkungen, Ängste, verworfene Sehnsüchte. Was in einem Teufelskreis von Entmutigung und Rückzug in die Symptombildung führte, gilt es in umgekehrtem Sinne, einem «Engelskreis», wieder zu öffnen. Deutung schafft Sinn und aktiviert die Sinne – und offene Sinne ermöglichen Lust und Kraft, sich auf neue Erfahrungen einzulassen. Das

ist ein langsamer Prozess, meist begleitet von Rückschlägen und Krisen, nicht immer gelingend. Das Tovilritual hat Qualitäten, die mich neidisch machen:

- Die Menschen, mit denen die Patientin tagtäglich zusammenlebt, die Familie und das ganze Dorf erleben und vollziehen das nächtliche Ritual mit. Die Heilung – von der Gemeinschaft gewollt und bezeugt – wird so auch in eben dieser Gemeinschaft verankert, anerkannt und gestützt. Gruppentherapien, insbesondere das Psychodrama, zu welchem Vogt das Heilritual in Bezug setzt, versuchen etwas von diesen Bedingungen herzustellen.

- Der grundlegende Bezug zur buddhistischen Weltordnung verleiht dem Heilritual moralische und spirituelle Autorität. Während dem Ritual rezitiert der Heiler wichtige Stellen aus buddhistischen Schriften. Damit (ge-) bietet er der Patientin, ebenso wie den Zuschauern, ethische Orientierung. In feierlichem und dramatischem Kontext erinnert der Heiler an die Grundordnung der Gemeinschaft, erneuert sie so.

- Schliesslich ist das ganze Ritual ein einziges Fest für die Sinne! Der Festplatz und die Altäre für Götter und Dämonen werden mit Blumen und Girlanden bunt geschmückt. Düfte erfüllen die Luft. Köche kochen köstliche Speisen. Trommeln und Musik begleiten die Zeremonie. Symbolische Handlungen aller Art versinnbildlichen und verankern den Heilungsprozess bildhaft im Erleben aller Beteiligten. Die Erfolge sind beeindruckend: In einer einzigen Nacht werden Menschen geheilt, die bei uns angesichts ihres Zustandes in einer psychiatrischen Klinik hospitalisiert wurden.

Leider bin ich keine Yakadura und werde es nie sein. Aus dem kulturellen Zusammenhang herausgerissene und importierte Heiltechniken können, so meine ich, auf die Länge nicht wirken. So bleibe ich eine biedere Schweizer Psychotherapeutin und lasse mich wenigstens nach Möglichkeit anregen vom Humor, von der Lebendigkeit und Beweglichkeit dieser Heiler. Um so in heiterem, aber auch dramatischem Austausch meine Patientin Lena dazu zu verführen, das Gefängnis der Reinheit, ebenso sinnstiftend wie sinnentleerend – in kleinen Schritten zu verlassen, sich hineinzutasten in eine Welt voller Dämonen, aber auch voller Lust und Sinnlichkeit.

Marianne Biedermann arbeitet als Psychotherapeutin in Zürich. Referate zu Themen rund um Essstörungen und Geschlechterrollen im Wandel.

Mehr Sinnlichkeit im Gottesdienst!?

Traditionelle Gottesdienste und
Fraugottesdienste
im Sinn(en)wettbewerb?

Silvia Strahm Bernet

Seit einiger Zeit, da gibt es Frauen, die sind überzeugt, man müsse unsere kirchlichen Gottesdienste ganz anders machen. Sie finden alles ganz furchtbar langweilig und steif, sie können nichts mehr damit anfangen, sagen sie. Und weil sie nichts mehr damit anfangen

können, beenden sie dieses Kirchenkapitel und gehen nicht mehr hin. Sie machen eigene Ritualfeiern, eigene Gottesdienste, solche, die mehr mit ihrem Leben zu tun haben, aus dem sie schöpfen: eigene Erfahrungen, Fragen, Symbole, Lieder, Worte. «Mit allen Sinnen glauben», das wäre ein möglicher Titel über das, was sie tun. Das klingt gut – nach authentischem Leben, nach dem Echten, dem EIGENEN; alles wird spontaner, offener, hellhöriger, geht ab und zu unter die Haut, ist den Bedürfnissen angepasst und ist mit den Beinen auf dem Boden, aber doch von Neuem beflügelt. Man spürt mehr, sich und vor allem: die anderen. Communio, Gemeinschaft, wahrer gemacht.

Dagegen ist nichts zu sagen. Es mag in Vielem gut sein, sich offener zu begegnen, persönlicher, Distanzen zu vergessen, Nähe zuzulassen und doch ist es nicht die einzig wünschbare Form, Gottesdienst zu feiern, nicht für jede Ersatz und Anfang von etwas vielversprechend Neuem. Gerade wenn es um

Gefühle geht, ist Pathos nicht weit.

An sich habe ich nichts gegen Gefühle im Gottesdienst, hoffentlich nicht. Aber man sollte sie freiwillig hergeben können. Das fällt nicht allen leicht, damit sollte frau rechnen. Es sind nicht nur die Worte, die unaufrichtig sein können, auch Gesten und Gefühle sind gegen das «Lügen», gegen Unwahrheit nicht gefeit. Und ist die Vernunft Kontrollstelle des Denkens und Tuns, dann müssen auch die Gefühle diese Kontrollstelle ab und zu passieren, um nicht mehr zu versprechen, als sie sein können: Wankelmütig, situationsbezogen, frei.

Glauben sollte gewiss mit Gefühlen zu tun haben und mit allen Sinnen möglich sein und zum Ausdruck kommen, nicht nur mit Theorien, Begriffen, Konzepten, lückenlos und unangreifbar wie eine mittelalterliche Burg. Schöpferisch ist nicht nur der Kopf, und geboren wird weiter unten auch.

Unbestritten, es wird einem im traditionellen Gottesdienst nicht immer so ganz klar, wohin mit diesen Gefühlen, die man doch auch hat, und mit den fünf Sinnen, die sich sättigen und tätig sein wollen. Man muss zweifellos zu einigem, was im liturgischen Bereich beinahe codiert gesagt und getan wird, sehr grosse Brücken bauen, um überhaupt hinüberzukommen über dieses ausgetrocknete, tiefe Flussbett von Theologie und Ritual. Und manchmal, da fragt man sich schon, ob sich der ganze Aufwand lohnt und man nicht besser gleich auf der eigenen Seite bliebe.

Bei den Predigten, da gibt es Brücken, wenn man Glück hat: da wird an Erfahrung appelliert, an Aktuellem angeknüpft und auf Kopf und Herz gezielt, da wird versucht, eine Verbindung herzustellen zwischen dem biblischen Text und unsereins. Und das müssen die Verantwortlichen ja auch, weil das alles, seit Jahrzehnten gehört, nicht mehr wahnsinnig aufregend ist. Man weiss ja doch jederzeit, worauf eine® hinauswill, da bleibt nichts offen bis am Schluss, wer Überraschungen liebt, ist hier nicht am rechten Ort. Umso mehr erstaunt es, dass das nicht irgendwie kompensiert wird, dass da nicht mehr Abwechslung hineingemengt wird in den ansonsten nicht sehr aromatischen Teig.

Denn schliesslich will man ja etwas von den Leuten, auch wenn man sie relativ unbehelligt in den Bänken sitzen lässt. Man will Aufmerksamkeit, man will, dass sie anders heimgehen, als sie kamen, ein wenig jedenfalls; dass sie erfüllter sind, kräftiger, vielleicht sogar mutiger.

Aber eigentlich wollte ich ja ganz was



anderes sagen. Weshalb ist für viele Frauen (und Männer) ein traditioneller Gottesdienst so langweilig? Natürlich gibt es so unterschiedliche Gründe wie Menschen, die sich langweilen: Für die einen ist es die schlechte Form, die ermüdet – sie halten das Ganze, was hier inszeniert wird, zwar für ein Theater und das gefiele ihnen, aber es ist halt in der Regel schlechtes Theater! Voller LaienschauspielerInnen, schlechter Sprache, einfallsloser Dramaturgie usw. Niemand spielt jahrhundertlang jedes Wochenende Schiller und das immer auf die gleiche Art! Sagen diese Frauen und haben zweifellos Recht.

Für andere sind die Formen und die Rituale, ist die Sprache und die Musik einer Welt verhaftet, die es in dieser Form nicht mehr gibt. Ihnen ist das alles tot, abgestorben – dürre Äste, die keine Frucht mehr tragen, die man heute essen möchte. Sie hören die Botschaft, aber ihnen fehlt der Glaube, sie sehen die Formen, aber ihnen fehlt die Freiheit, sie begegnen ExpertInnen, aber ihnen fehlt eigener Handlungsraum.

Diese Frauen werden notgedrungen zu Selbstversorgerinnen. Machen ihre eigenen Gottesdienste, ihre eigenen Ritualfeiern und bringen, was sie brauchen, selber mit. Das lässt Spielraum, ist stimmig und sinnig. Das Selbstgemachte bietet den Vorteil: Man weiss, was man hineintut, es ist ohne unnötige, manchmal gar unverträgliche Zusätze, ist nur für den Eigengebrauch bestimmt, allzu lange lagern muss man es auch nicht, und man kann jene Zutaten nehmen, die einem schmecken. Aber: Nicht alle sind verrückt nach der Leibespeise der andern. Was der einen auf der Zunge zergeht, ist für die Geschmacksnerven der anderen ganz und gar kein Gaumenschmaus.

Man kann aus unterschiedlichen Gründen, trotz Respekt vor dem Neuen, beim Alten bleiben wollen. Aus Gewohnheit, weil man einen Raum liebt, sich versteckt halten will, das Formelhafte manchmal als Entlastung empfindet, aus anderen Gründen hingeht als vorgesehen – wegen der Musik vielleicht, den Bildern an den Wänden, dem Hineintauchen in eine andere Summe von Bildern, Klängen, Gerüchen, Geschichten. Auch hier liegen die Sinne nicht alle brach. Da ist nicht nur unklare Rede, Formel, Abstraktion, da ist es möglich, dass auch das Auge wach wird und das Ohr und die Nase. Da gibt es Tiefenschärfe, Ober- und Untertöne, Geheimnisvolles.

Schlussendlich hängt vieles von dem, was wir tun, von den Erfahrungen ab, die wir in einem Gottesdienst machen wollen. Neue Formen ausprobieren, mehr Eigenes hineinmengen – das geht

nicht mit hunderten von Leuten, die hunderte von Gründen haben, sich in eine Kirche zu setzen. Und: Jene, die sich lieber unter die Hundert mengen als unter das gute Dutzend, mögen es wahrscheinlich nicht allzu intim und zu vertraulich und wollen vielleicht gerade hier ihre RUHE haben vor der abverlangten Endloskommunikation und für sie gilt die Maxime: Es soll einen zu den anderen hinziehen, man soll nicht zu ihnen hingestossen werden. Dort, wo sie sind – in der Menge – wollen sie sich ihren eigenen Reim machen auf die Dinge, und sie haben gewiss nichts dagegen, dass das alle anderen auch tun, aber *wie* sie es tun, möchten sie vielleicht nicht wissen – so stelle ich mir das vor.

Ich habe in der Regel nichts gegen meine NachbarInnen in der Kirchenbank, aber kennenlernen möchte ich sie eigentlich trotzdem nicht. Ich mag den Abstand und die Vorstellung, neben mir sitzen ganze Welten und ich kenne sie nicht, werde sie nicht kennenlernen und muss sie nicht kennenlernen. Es gibt auch ein Recht auf das Geheimnis, und Distanz kann durchaus eine Tugend sein.

Und doch bleibt die Anfrage an das Traditionelle, bleibt der Kontrast zwischen dem, was Frauen in Frauengottesdiensten möglich wird, und dem, was in den Kirchen mangelt. Könnten jene Erfahrungen das Salz sein, das dem fade gewordenen Kirchenteig fehlt? Liegt das Problem tatsächlich darin, dass in unseren traditionellen Gottesdiensten alles zu starr ist, zu unsinnlich, zu reglementiert, zu abstrakt, zu hierarchisch, zu entmündigend? Oder ist das Problem, dass jede sozusagen ein massgeschneidertes Gewand haben will, in ihrer Grösse, ihrer Farbe, ihrem Stil? Natürlich stimmt der erste Eindruck in weiten Teilen, und natürlich ist das Verlangen gemäss dem modernen Credo «es muss für *mich* stimmen» nicht zu befriedigen, nicht wenn es für Hunderte gleichzeitig «stimmen» muss.

Und wenn es denn die neugewonnene Freiheit der Moderne ist, zu wählen, dann soll frau das auch tun. Dann wird aber nicht nur das Neue wählbar, sondern zum ersten Mal auch das Traditionelle(re); und wenn es Frauen gibt, die tanzen wollen, neue Symbole mitbringen, sich anregen lassen von anderen religiösen Kulturen, so gibt es daneben immer auch solche, die gerne glauben, dass es Menschen gibt, die tanzen und dem Tanzen beten sagen, Leute, die die Geduld haben für tagelange Rituale, um das Göttliche zu empfangen und zu beherbergen, die die Früchte des Feldes opfern, in Trance geraten, mit den Ahnen leben, Geister fürchten, sich in Flüssen waschen und vieles mehr. Sie finden das vielleicht alles ganz faszinie-

rend, fragen sich aber: Muss man es deshalb tun? Muss man das Tanzen einführen und das Klatschen und die Hallelujarufe und die Waschungen? Und gehörte, bei allem Respekt und im Gefühl, es fehle uns an einigem, was nötig wäre, dem Göttlichen zu begegnen, gehörte zum Einbezug solcher Elemente nicht auch der Hintergrund und das gelebte Leben einer *ganzen* anderen Welt?

Und wer sind wir denn? Und wo ist das Leben, das uns einen anderen Takt vorgäbe und andere Farben und andere Gesten und andere Geschichten und Symbole und Gedanken?

Mir jedenfalls, mir fehlt zum Tanzen die nötige Lockerheit, fürs tagelange Ritual das Interesse, für die Anrufung der Kräfte der Erde die Ehrfurcht vor «der Natur». Es gibt auch solche wie mich. Und tausend andere Andere auch. Deshalb: Ein Plädoyer für die Vielfalt! Für den Frauen-Gottesdienst neben dem traditionellen, dem Sonnenwendritual neben dem Kirchenklassiker: mehr Sinnhaftes, Elementares, Spontanes neben eher Vorgeformtem, Kontrollierterem, mehr Leidenschaft neben Verhalteneheit, mehr Nähe neben Distanz.

Nichts spricht dagegen, dass voneinander zu lernen ist, aber es spricht ebenfalls nichts dagegen, dass es ein Recht auf Unterschiede gibt, die nicht aufzuheben sind. Wenn es in unseren Gottesdiensten darum geht, in den grösseren Raum einzutreten, dem zu begegnen, was wir mit unzähligen Namen vertraulich Gott nennen und doch nicht zur Verfügung haben, dann gibt es viele Türen, die man aufmachen kann, um in diesen Raum einzutreten. Ob Hauptportal oder Seitentüre, – dass es Türen gibt zu diesem Raum und dass sie uns geöffnet werden, ist entscheidend.

Silvia Strahm Bernet, freischaffende Theologin, Mitarbeiterin auf der Frauenkirchenstelle Luzern und FAMA-Redaktorin.

Weisheit hautnah

Marianne Vogel Kopp

In den biblischen Texten liegt vielschichtig Weisheit verborgen. Wer sich zu ihr hintasten möchte, sich einlassen auf ihre Weisungen, findet im Bibliodrama einen vitalen und «ganzheitlichen» Annäherungsweg.

Text – Gruppe – Ich

Bibliodrama ist erfahrungsorientiert. Eine Gruppe von bevorzugt zehn bis zwanzig Teilnehmenden tritt in einen Textraum ein und durchschreitet ihn in grosser Verlangsamung und Verdichtung. Ein Prozess kommt in Gang: Wechselbeziehungen zwischen Text, Gruppe und Individuen entstehen. Die Tradition trifft auf heutige Menschen und ihre Geschichten; ein Austausch beginnt. Es gibt dabei kein richtig oder falsch, die Echtheit der Emotionen ist Gradmesser für die «aktuelle Wahrheit». Gerade diese Mehrdeutigkeit entspricht der gegenwärtigen pädagogischen Forderung nach subjektorientiertem Lernen und Erkennen.

Bibliodrama ist also eine emanzipierende Form, mit Erwachsenen oder Jugendlichen an spirituellen Texten zu arbeiten. Es vollzieht sich immer innerhalb einer Gruppe. Die zwischenmenschlichen Kontakte, Beziehungen und dynamischen Prozesse bestimmen Atmosphäre und Inhalt. Gleichzeitig erfährt auch jede Teilnehmerin, wie der Text ihre persönlichen Lebensthemen spiegelt, hinterfragt und ihr im besten Fall Entwicklungsmöglichkeiten aufzeigt.

Offen – nicht beliebig

Bibliodrama ist keine einheitlich definierte Methode, es ist eher eine Methodenvielfalt: Aus der Theaterpädagogik, aus dem weiten Feld der Körperarbeit, aus dem Psychodrama, aus der Kommunikationswissenschaft fliessen Vorstellungen und Handlungsansätze ein. Wesentlich ist, dass der Text leitet. Alle eingebrachten Methoden stehen in Bezug zu Aussagen des jeweiligen biblischen Textes und sind in diesem Sinn nicht einfach beliebig. Personen, Orte,



Zeitabschnitte, Handlungen, Bewegungen, Energien und Kräfte, Körper und ihre spezifischen Teile werden wahrgenommen, lebhaftig erlebt und inszeniert und beginnen so auf einer ganz anderen Ebene als der bloss kognitiven zu sprechen.

Im besten Sinn trendig

Ein kritischer Einwand könnte lauten: Bibliodrama ist «in», gegenwärtig, aber ist es nicht einfach ein Modetrend? Kreativ und körperorientiert, aber letztlich gänzlich beliebig in den Resultaten? Wird hier nicht einfach dem aktuellen Bedürfnis nach «mehr Sinnlichkeit» und «mehr Innerlichkeit» entsprochen?

Dem ist entgegenzuhalten, dass das Bibliodrama nicht Spielweise ist für nette religiöse Selbstbefriedigung. Dieser Ansatz von Auseinandersetzung mit Texten aus der Tradition fordert ein hohes Mass an Ehrlichkeit, an Experimentierfreude, an emotionaler Lebendigkeit und an Reflexionsfähigkeit. Bibliodrama ist nicht einfach schön, es kann sehr schmerzliche Selbsterkenntnis auslösen, aber auch gerade da heilende Prozesse in Gang bringen.

Zum anderen hat Bibliodrama auch eine durchaus gesellschaftspolitische Dimension. Seine Reflexion bleibt nicht beim Ich stehen: das Private ist politisch. Die biblischen Texte sind bekanntlich immer auch Kontext-Geschichten, aus konkreten Machtkonstellationen und Problemstellungen heraus entstanden. Es gehört zur bibliodramatischen Arbeit, diese Texte auch heute nach ihrer Wirksamkeit für soziale, ökonomische und realpolitische Verhältnisse zu befragen.

Erfahrungen mit der Weisheit

Um diese Ausführung aus ihrer Abstraktheit zu erlösen, folgt ein Einblick in eine Sequenz Bibliodrama zum apokryphen Text Buch der Weisheit 8.17f. Zwölf Frauen, von denen jede mindestens eine der anderen Teilnehmerinnen kannte, vertieften sich während zusammenhängender acht Stunden in die nachfolgende Beziehungsgeschichte mit Sofia.

*Als ich dies bei mir überlegte und in meinem Herzen erwog,
dass das Leben mit der Weisheit Unsterblichkeit bringt,
die Freundschaft mit ihr reine Freude
und die Mühen ihrer Hände unerschöpflichen Reichtum,
dass stete Gemeinschaft mit ihr Klugheit bringt
und das Zwiegespräch mit ihr Ruhm –
da ging ich auf die Suche nach ihr, um sie heimzuführen.*

Buch der Weisheit 8.17f (Einheitsübersetzung)

Annähern

Der Sprung ins kalte Wasser beginnt mit Lesen; der ganze Text wiederholt sich in unterschiedlichsten Variationen: von verschiedenen Stimmen gelesen, aus verschiedenen Körperhaltungen heraus, auch aus dem Gehen angehört, im tutti-Chor; wandelnd und dazu gemurmelt. Die Frauen stellen sich zum Text, wählen zu jeder Aussage körperlich die angemessene Distanz. Diese Erfahrungen werden jeweils durch kleine Wahrnehmungsrunden und -mitteilungen intensiviert: Wie habe ich hören können? Was habe ich gehört?

Diese ausgedehnte Wiederholung ist

meist eine ganz neue Erfahrung mit einem biblischen Text. Dieser gleitet, im liturgischen Zusammenhang etwa, bloss einmal am Ohr vorbei und ist so schwer aufnehmbar. Wie anders Menschen hören, wenn sie sich dazu bewegen, ist ebenfalls ein frappantes Erlebnis. Der Körper hört ja mit. Er ist in seinen unterschiedlichen Partien auch unterschiedlich wach und meldet je nach Haltung sein ganz eigenes Verstehen an.

Eine Zeitlang beim Ganzen zu bleiben nennt die Hamburger Bibliodrama-Ausbildnerin Heidemarie Langer «Ouvèrtürenarbeit»: Wie in einer Oper erklingen zu Beginn alle folgenden Motive, spätere Entwicklungen bahnen sich an, die Lösung scheint bereits auf. Aus diesem Rezitieren des Ganzen erschliesst sich der vollständige Textraum.

Sich verorten

Die Teilnehmenden gehen herum und «nehmen in die Hände», wo und wie überall schon sie die Weisheit/Sofia in ihrem Leben wahrnehmen. Sie müssen sich entscheiden, in welche Hand diese präsente Weisheit will und welche Geste dazu am besten passt. Sie experimentieren, bis jede die stimmige Gestaltung gefunden hat. Anschliessend benennen die Frauen zunächst einmal bei sich selbst eine Sache, bei der sie sich von der Weisheit noch nicht geleitet erfahren, sich aber mehr Verbindung zur Sofia wünschen. Dieses Defizit, es ist zugleich eine Sehnsucht, nehmen sie in die freie andere Hand.

Mit dieser Doppelgeste treffen sie sich im Kreis, zeigen einander ihre Bewegungen und erzählen sich, was sich dahinter verbirgt. Im Anschluss an diese fokussierte Vorstellungsrunde zeigt jede Frau nochmals ihre Gebärde. Die anderen geben dieser Bewegung Überschriften oder Namen, die ihnen dazu spontan einfallen.

Frauen neigen dazu, sich intensiv mitzuteilen, zumal in einem Kreis, der wach mitgeht. Ein vertrautes Gruppenklima ist dem Bibliodrama zuträglich. Um das Zeitmass zu halten, macht es aber Sinn, das Persönliche der Teilnehmerinnen bereits von Beginn weg mit dem Thema zu verschränken.

Gleichzeitig wird auch der Erfahrungsraum jeder einzelnen Frau geweckt: jede ist in Sachen «Weisheit» zugleich Expertin und Bedürftige. Jede hat beizutragen aus ihrer Fülle und darf auch etwas erwarten für ihren konkreten Mangel.

Sekundäre Entfremdung

Die Frauen stehen im Halbkreis da, den Text vor Augen. Die Kreishälfte, auf der sie stehen, ist die kritisch hinterfragende, die andere Kreishälfte, vorerst noch leer, stellt die AutorInnen des Textes dar. Die Frauen beginnen nun, Unver-

ständliches, Ärgerliches, Klischeehaftes und so fort, das ihnen nach entsprechender Aufforderung auffällt, vorzubringen. Der pure Materialismus, die Instrumentalisierung der Weisheit werden da angeklagt. Nachgefragt wird unter anderem, ob Lebenserfolg wirklich das Erstrebenswerteste sei? Und was soll es auf sich haben mit Unsterblichkeit – ist das nicht Grössenwahn?

Wer eine Entgegnung anbringen will, schlägt sich auf die Seite der VerfasserInnen und kontert entsprechend. Es entsteht eine heftige Auseinandersetzung.

Es gibt Lieblingstexte, ansprechende, tröstlich wohlthuende. Die hören sich spontan so vertraut an, dass sie mit grosser Selbstverständlichkeit einfach bejaht werden. Gerade Frauen neigen dazu, die Distanz zu übersehen. Dabei hat jeder Text seine Widerborstigkeit, sie liegt schon in der Natur der biblischen Schilderungen, die ja ihrerseits meist kritisch auf konkrete Vorkommnisse oder Zustände reagiert haben.

Den Text verorten

Im Kreis sitzend folgt nun eine Wissensrunde: Was wissen wir über die Sofia, über ihre Erforschung? Wo kommt sie vor, wie wird sie dargestellt?

Da erzählen sich die Frauen mit sehr unterschiedlichem Wissen im Hintergrund, was sie gehört, gelesen, gespeichert oder selbst interpretiert haben. Alexandria als Verfassungsort des Buches kommt ins Blickfeld, die Göttin Isis und mit ihr altorientalische Göttinnen, ihre Kulte und die patriarchale Antwort, die der Jahweglaube dem entgegengehalten hat. Die jüdische Diaspora, die hellenistische Philosophie werden als prägendes Umfeld angegeben. Selbst die Schwarze Madonna als geistiges Relikt im subversiv Christlichen fehlt nicht.

Wie anfänglich erläutert, geschieht Bibliodrama nicht beliebig im luftleeren Raum. Die Texte und wovon sie erzählen haben ihren Ort, ihre Zeit, ihren Erfahrungshorizont. Da lässt sich nicht beliebig spekulieren, da braucht es zum Verstehen konkretes Hintergrundwissen. Hier wird deutlich, dass Bibliodrama die historisch-kritische Disziplin voraussetzt.

Kopf- und Herzraum verbinden

«Als ich dies bei mir überlegte und in meinem Herzen erwog» leitet über zu einer Atemmeditation. Herzraum und Kopfraum werden dabei energetisch angereichert.

Hier wird deutlich, dass jeder Text seine eigene Körpersprache mitbringt, dass er beim genauen Besehen seine Eingangstüre in die leibliche Erfahrung nennt. Das Bibliodrama tut nicht mehr und nicht weniger, als die entsprechenden Zonen zu öffnen und zu sensibilisieren.

Beziehung erproben

Zu zweit erproben die Frauen die Beziehungsbegriffe des Textes. Nach Anleitung versuchen sie miteinander zu erfahren, was «ich lebe mit dir», «ich bin befreundet mit dir», «du mühest dich mit deinen Händen für mich» und so fort heisst. Zum Teil entstehen wohlige Zweisamkeiten, bei einigen gestaltet sich eine Beziehung eher disputreich, jedenfalls machen die Annäherungen Spass und werden die Nuancen der Beziehungsformen sichtbar. Im Plenum äussern die Frauen kurz, welche der eben entstandenen Beziehung für sie zu ihrer Sofia die stimmigste sei.

Anschliessend nehmen sich die Partnerinnen nochmals eine Zeit zu zweit. Die eine ist die Sofia, die andere erläutert, wie genau sie mit ihr verbunden sein möchte. Und so gehen sie dann eine Weile miteinander «durchs Leben».

Diese Einheit verdeutlicht, wie stark im Bibliodrama Wert auf jeden einzelnen Begriff gelegt wird. Im spielerischen Tun erschliessen sich diese Beziehungsgestalten weit plastischer, als es im verbalen Austausch der Fall wäre. Die Frauen hatten zu zweit allesamt die Erfahrung gemacht, dass da eine grosse Nähe zur Partnerin entstand, sich auch auf der persönlichen Ebene etwas von der Intimität der Sofia-Beziehung einstellte.

Echoarbeit

Nach dieser Erfahrung war eine längere Pause nötig. Zwischenzeiten sind bei solch intensivem Erleben unbedingt nötig. Sie können auch in einer Sequenz mit Tagebuchschreiben oder in der Vertiefung mit kreativen Materialien liegen, was ein nachhaltiges «Echo» stimuliert.

Im Kraftfeld bleiben

Die weiteren Leitwörter aus dem Text waren: «auf die Suche gehen» und «heimführen». Letzteres bestand in einer Verknüpfung des anfänglich genannten Mangels an Weisheit und der im Verlauf dieses Tages gefundenen individuellen Sofia-Gestalt. Mit einem einzigen kondensierten Weisheitssatz und einem Segensritual gingen die Frauen schliesslich auseinander.

Später sagten einzelne Frauen aus, dass die Berührung mit diesem Text und die persönlich erlebte Sofia-Begegnung sie begleitet, weiterbewegt und in ihrem Alltag geprägt hat.

Marianne Vogel Kopp, Hondrich/BE, freischaffende Theologin mit den Schwerpunkten Frauenliturgie, Bibliodrama und Radiopredigten.

Herder Spektrum, DM 18,80.
Von derselben Autorin: **Mit 40 depressiv, mit 70 um die Welt.** Wie Frauen älter werden. Herder Spektrum, DM 17,80.

Netze der Versöhnung knüpfen. Widerstandserfahrungen und neue theologische Einsichten von christlichen Frauen in verschiedenen Kontexten – Beiträge in Deutsch, Englisch, Französisch und Spanisch. Hrsg. Elisabeth C. Miescher/Maria José Arana. Zum 80. Geburtstag von Pfrn. Dr. theol. h.c. Ruth Epting, einer Frau des Widerstandes und der Versöhnung. Basilea Verlag, Sfr. 25.–.

Bestellt werden kann das Buch auch direkt bei Basilea Verlag, Missionsstr. 21, 4003 Basel.

Erhard Domay/Hanne Köhler, der gottesdienst. Liturgische Texte in gerechter Sprache.

Bd. 2: Das Abendmahl/Die Kasualien, Gütersloh Verlagshaus, Sfr. 103.–; CD-ROM zu Bd. 2, Sfr. 50,50.

Bd. 3: Die Psalmen, Sfr. 133.–; bei Bezug aller 4 Bände, Sfr. 106.– (ebenfalls mit CD-ROM).

http://www.guetersloher-vh.de;

E-Mail: info@guetersloher-vh.de

Sabine Ahrens/Annbelle Pithan (Hrsg.), KU – weil ich ein Mädchen bin. Ideen – Konzeptionen – Modelle für Mädchengerechten KU. Gütersloh 1999, DM 36.–.

«Endlich ist es da – das erste Buch, das den KU geschlechtsspezifisch reflektiert und Vorschläge für die Praxis bietet. Hier mit Blick auf die Mädchen, geschrieben von Autorinnen, die allesamt aus der Praxis kommen... Praxisorientierung, Erfahrung, das sind die Leitlinien des Buches... die Erfahrung der Autorinnen aus dem KU:

- dass Mädchen und Jungen sich ganz anders verhalten, wenn sie gleichgeschlechtlich unterrichtet werden.
- dass Themen aus der Erfahrungswelt von Mädchen im traditionellen KU kaum vorkommen.
- dass es keine Literatur, keine Hilfestellung gibt, die diese für den KU aufnimmt.
- «KU – weil ich ein Mädchen bin» füllt diese Lücke auf erfahrungsbezogene Weise...

Nach einer gut verständlich geschriebenen Einführung in Forschungen zur Mädchensozialisation, feministischer Theologie und eigenen Beobachtungen folgen elf Unterrichtsentwürfe zu Themen wie Segen, religiöse Symbole, Gottesbilder, Körper, auch (sexuelle) Gewalt. Diese erhalten jeweils nach einer Einführung in das Thema praxiserprobte methodische Arbeitsvorschläge, teilweise nach dem Baustein-Prinzip. Sie sind sowohl für den wöchentlichen

KU als auch für Freizeiten konzipiert.»
Luise Metzler

Migration findet statt. Reden gegen die Aufregung.

Zu diesem Thema gibt es ein neues cfd-Dossier. Es finden sich darin Texte zur Konstruktion und Konstruiertheit des «Migrationsproblems», zu Bildbrüchen, Selbstverortung und transnationaler Identität als Unterlaufen dominanter Zuschreibungen. Damit vermittelt das Dossier Ansätze für anti-rassistische und anti-sexistische Migrationspolitiken.

Bezugsadresse: cfd, Postfach, CH-3001 Bern; Tel. 031 303 01 60 06, E-Mail: cfd@dial.eunet.ch

Doris Brodbeck, Hunger nach Gerechtigkeit. Helene von Mülinen (1850–1924), eine frühe Vertreterin der Frauenemanzipation, Chronos Zürich, Sfr 38.–, März 2000.

Die Forderungen zu Eherecht, Strafrecht und Mutterschaftsversicherung der ersten Präsidentin des Bundes Schweizerischer Frauenvereine sind immer noch aktuell. Doris Brodbeck zeichnet die persönliche und intellektuelle Entwicklung einer bedeutenden Wegbereiterin der Frauenemanzipation nach und beleuchtet deren Forderungen vor dem Hintergrund philosophischer und theologischer Überzeugungen. Sie bezieht ihre Haltung zu Geschlechterdifferenz und Theologie auf heutige feministische Ansätze wie auch auf die politischen Erfahrungen der Frauenverbände.

Veronika Merz, Das Universum des Unsichtbaren. Kraftquelle und Vision der Dichterin Nelly Sachs, Pandora Verlag, Arbon 2000.

«Immer am Äussersten gelebt – so sieht Nelly Sachs ihr Leben und Schreiben. Sie ist an diesem Äussersten zur Dichterin und Mystikerin geworden, aufgebrochen auf das Unsichtbare Universum hin, das ihr Vision und Kraftquelle war.» Veronika Merz erschliesst in ihrem Buch einen neuen Zugang zum Werk von Nelly Sachs aus ihren Briefen und nachgelassenen Dokumenten und spürt den geistesgeschichtlichen und spirituellen Wurzeln ihres Strebens nach, das Geheimnis sichtbar zu machen: die Landschaft des Nichts, das Universum der Unsichtbarkeit.

Zu beziehen bei: Pandora Verlag, Freiheitgasse 12, CH - 9320 Arbon, E-mail: pandora@dplanet.ch

Neuerscheinungen

Ivone Gebara, Die dunkle Seite Gottes. Wie Frauen das Böse erfahren. Theologie der Dritten Welt, Band 27, Herder, Sfr. 36.–, erscheint März 2000. Nicht um die Frage nach der Existenz des Bösen an sich geht es der Autorin, sondern um ein Verständnis der unterschiedlichen Deutungen des Bösen und ihrer gesellschaftlichen und theologischen Funktion, um eine Phänomenologie des Bösen aus der Sicht von Frauen inmitten einer androzentrischen Kultur. Die Fragen nach Opfer, Schuld und Heil stehen im Mittelpunkt der theologischen Reflexion, mit der Gebara erste Schritte in Richtung einer ökofeministisch inspirierten Theologie des Kreuzes und der Auferstehung geht.

Bridget Mary Meehan, Leben mit Frauen der Bibel, Herder, Sfr. 25.–, erscheint März 2000.

Insgesamt 20 Frauen aus der Bibel versammeln sich zu einer Gesellschaft der ganz besonderen Art: von der Stammutter Sara, die im hohen Alter schwanger wird und am eigenen Leib erlebt, dass für Gott nichts unmöglich ist, über Prisca, Maria Magdalena und die Apostolin Thekla bis zur Apostolin Junia, aus der eine hartnäckige Tradition immer wieder Junius zu machen versuchte. Sie stehen für 20 Geschichten, durch die sie nicht nur direkt oder indirekt in den Lauf der Welt eingriffen, sondern in denen sie vor allem den Frauen von heute zur solidarischen Schwester im Alltag und zur inspirierenden Freundin im Glauben werden.

Kathrin Kiss, Brücken und Flügel. Rituale zu den Wendepunkten des Lebens, Walter Verlag, Sfr. 37.–.

Der Band bietet Hintergründe und Handlungsvorschläge, das Leben und seine Wendepunkte zu feiern.

Christine Swientek, Zu Besuch bei alten Damen. Mit Eigensinn, Witz und Charme – ausserordentliche Porträts.

Hinweise

...aus Brot, aus Erde, aus Mond...

Unter diesem Titel gibt das Fastenopfer der Schweizer KatholikInnen dieses Jahr eine Mappe mit sechs farbigen (Schreib)Karten mit Texteinlageblatt heraus.

«Aus Brot, aus Erde, aus Mond...» ist eine Sammlung von Bildern und Gedichten aus verschiedenen Kulturen. Sechs Bilder, sechs Texte bilden den Anfang einer poetischen Reihe zu Frauen-Spiritualitäten, welche das Fastenopfer auf dem Hintergrund seiner Projekt- und Bildungsarbeit mit Frauen in den Ländern des Südens und der Schweiz herausgibt.

Die vorliegenden Bilder und Gedichte setzen poetisch um, was asiatische Frauen vor einigen Jahren als Frauen-spiritualität definiert haben.

Zu bestellen bei: Fastenopfer, Habsburgerstr. 44, Postfach 2856, CH-6002 Luzern oder www.fastenopfer.ch

Die Karten kosten mit Couvert Fr. 18.– (plus Porto)

Abschied von «mirjam»

Die 80-jährige, traditionsreiche Zeitschrift stellte auf Ende des vergangenen Jahres ihr Erscheinen ein. Mit ihren Wandlungen vom konfessionellen Frauenblatt in eine moderne Frauenzeitschrift widerspiegelt sie ein Stück schweizerischer Frauengeschichte.

Liebe Mirjam-Redaktorinnen

Was soll frau zu eurem Abschied sagen? Von Frauenzeitschrift zu Frauenzeitschrift? Dass es uns leid tut, dass es euch nicht mehr gibt? Das ist wohl das Naheliegendste, denn mit jeder verschwundenen Zeitschrift, mit jedem nicht erschienenen Text bleibt etwas ungesagt: In manchen Fällen ist es kein Verlust – andere schreiben beredt weiter – bei einigen aber ist es ein weiterer Verlust an Vielstimmigkeit. Ihr habt einen wichtigen Text zum gemeinsamen Lied geschrieben und auch sehr ansprechende Melodien mitgeliefert.

Dass es doch nicht gereicht hat, an euch kann es nicht liegen. Wir von der FAMA, die wir (noch) weitermachen, leben in denselben Zeiten, und auch wir balancieren ab und zu am Rand des abnehmenden Interesses. Aber solange es uns gibt, werden wir versuchen, unser gemeinsames Leitthema – Parteilichkeit für die Anliegen der Frauen – weiterzutragen, auch in schwierigen Zeiten. Und euch wünschen wir, dass die Energie, die ihr in «mirjam» gesteckt hattet, nicht versickert, sondern anderswo etwas in Gang setzt oder hält.

*In schwesterlicher Verbundenheit,
das Redaktionsteam von FAMA*

Mit frauenbunt ins neue Jahrtausend

Noch eine Zeitschrift ist im Dezember 1999 das letztmal erschienen: die SKF-Zeitschrift *frau und familie*. frauenbunt ist eine offene Verbandszeitschrift, die sich kritisch, engagiert und aus Frauensicht Fragen aus Gesellschaft, Staat und Kirche widmet. Mit frauenbunt hat der SKF ein neues Kommunikationsmittel nach innen und aussen und spricht darüber hinaus weitere, an Frauenthemen und der Arbeit des Verbandes interessierte Kreise an.

Ein Probe-Abonnement für zwei Gratisausgaben kann bestellt werden beim Verlag Brunner AG, Tel 041 / 318 34 75.

2. Schweizer-FrauenSynode

Sichtwechsel – Schichtwechsel

Arbeit und Frau: Mythen – Kompetenzen – Handlungsspielräume

28. Oktober 2000 Biel

Im grossen Themenbereich Frau und Arbeit, der schon im Zentrum der ersten Frauensynode 1995 in St. Gallen stand, sollen unter dem Titel «Sichtwechsel – Schichtwechsel» nötige Veränderungen ins Auge gefasst werden.

Sowohl im gesellschaftlichen wie im sozialen und kirchlichen Bereich ist die Diskussion über Frau und Arbeit äusserst wichtig. Die Frauensynode verfolgt drei Ziele:

- Die Bewusstseinsbildung unter Frauen weiterführen
- Verantwortliche in Institutionen sensibilisieren
- Konkrete Möglichkeiten zur Aufwertung und zur Umverteilung von unbezahlter Arbeit diskutieren und an die Öffentlichkeit bringen.

Programm sind ab März erhältlich bei: Frauenstelle der kath. Gesamtkirchgemeinde Biel, Murtenstr. 48, Postfach 1111, 2501 Biel; Tel. 032 / 329 50 83, Fax 032 / 329 50 90; Email: frauenstelle@angelus@bielstar.ch

Berichte

Glashaus – Schneckenhaus?

Die Pfarrerin als Grenzgängerin zwischen privat und öffentlich, intim und persönlich

Dieses Thema bestimmt den thematischen Teil der Jahresversammlung der Reformierten Theologinnen Schweiz. Drei Kolleginnen berichten aus ihrem Alltag im Pfarrhaus, wo sich nicht nur das Privatleben, sondern auch ein Teil der Berufsarbeit abspielt: a) die verheiratete Pfarrerin, die mit ihrem Mann eine Vollzeitstelle teilt, b) die alleinerziehende Mutter von vier Kindern im Vollamt und c) die ledige Frau im Teilzeitpfarramt. Für alle bedeutet dies, dass ein grosses Quantum Arbeit zu leisten ist. Wird diese pflichtgetreu erledigt, fragt niemand, wieviel Zeit dafür benötigt, noch wann sie getan wurde. Gottesdienste lassen sich auch in Nachtschicht vorbereiten, wenn tagsüber den Kindern Vorrang gebührt. Die Freizeit verbringt die Familienmutter gerne in und mit ihrer Gemeinde, die beiden anderen Frauen fahren eher weg, um sich abzuschirmen und Freiraum zu schaffen. Alle drei müssen jedoch Grenzen festlegen und bewusst bestimmen, wo, was und wieviel Privates der Gemeinde, den Vorgesetzten und Kollegen mitgeteilt wird. Nur so schafft sich die Pfarrerin ein Umfeld, das der Gemeinde einen gewissen Einblick in ihren Alltag erlaubt, aber auch der Intimsphäre genügend Raum lässt.

Roswitha Ebner-Golder

Lasst uns träumen mit Vernunft – Leben in und mit Ambivalenzen

Tagung der IG feministischer Theologinnen für Frauen in kirchlichen Berufsfeldern

«Der Hund steht für mich als Symbol für Schnüffeln und Knurren. Manchmal wäre es für mich vielleicht gut, mehr zu knurren und manchmal zubeissen.» – «Der Löwe steht so gross und selbstsicher da. Aber eigentlich ist er ein faules Tier: Er schläft 22 Stunden im Tag – doch während den zwei wachen Stunden ist er sehr effizient. Mir scheint es, dass ich zu oft ineffizient arbeite, statt in kurzer Zeit viel zu leisten.» Es gibt noch mehr Tiere, die die Arbeit von 17 in Langenbruck anwesenden feministischen Theologinnen symbolisieren: Maus und Delphin (oder war es ein Mörderwal?), Fuchs, Maus oder Frosch, Bären, Zebra ohne Streifen und Horn... In einer ersten Runde hat uns die Tagungsleiterin, Cornelia Schinzilarz, eingeladen, unsere persönlichen Ziele für dieses kurze Seminar zu formulieren. Dabei halfen uns eben auch die Plastik- und Plüschtiere, die wir uns zu Beginn spontan ausgewählt hatten. Schon in dieser Runde wurde klar, dass ganz verschiedene Bedürfnisse vorhanden waren, dass die persönliche (Arbeits-)Situation die Bandbreite kirchlicher Anstellungen widerspiegelte.

An konkreten Fallbeispielen erarbeitete Cornelia Schinzilarz mit uns individuelle Strategien oder strukturelle Per-

spektiven, welche uns im konkreten Alltag das lustvolle Arbeiten und Leben ermöglichen könnten.

Ein Stichwort, eine mögliche Strategie heisst «Definitions-macht». Wer definiert, hat Macht. Als Frauen sind wir aufgefordert, uns zu positionieren, uns zu definieren und so Macht zu erlangen. In der Definitions-macht geht es um drei Schritte:

1. Sich selbst als Person erkennen. Ich bin nicht «irgend-jemand», sondern ich. Ich bestimme, was ich mit meinem Leben mache, wie ich es gestalte. Ich bin eine bewusst handelnde feministische Theologin.

2. Nein sagen. Weil ich selber über mich und meinen Weg bestimme, sage ich in gewissen Situationen nein. Ich selber bestimme darüber, wann ich zu einer Begebenheit ja sage oder nein.

3. Nein sagen vernünftig begründen. Ich muss das Nein mir selber gegenüber begründen, damit ich mich situieren kann. Den anderen gegenüber muss ich es begründen, damit diese meine Haltung verstehen können und so auch die Möglichkeit haben, mitzudenken oder allenfalls mitzumachen.

Zur Definitions-macht gehört auch, dass ich nicht immer nein sagen muss. Als feministische Theologin hilft mir manchmal eine «positive Gleichgültigkeit», weil ich auf meine Kräfte achtend nicht immer im Diskurs stehen kann.

Bei einem längeren Spaziergang in Kleingruppen durch die tiefverschnittene, sonnige Landschaft überlegten wir uns, welche Träume, Wünsche und Hoffnungen uns bei unserer täglichen Arbeit weiterführen und unterstützen könnten. Wir suchten nach konkreten Möglichkeiten, innerhalb der IG feministischer Theologinnen diesen Bedürfnissen gerecht zu werden. Im anschliessenden Plenum kam eine ausführliche Liste möglicher, teils vorhandener oder jedenfalls konkreter Handlungsansätze zustande:

In Luzern wird eine Supervisionsgruppe von Frauen in Pfarreien oder Pfarrämtern gegründet, die sich auf Anregung der Tagungsleiterin als IG-Regionalgruppe verstehen könnte. Ebenfalls als solche könnte sich die bereits bestehende Lesegruppe in Biel verstehen. Eine «Tankstelle feministischer Theologie» soll es den Vereinsmitgliedern ermöglichen, mit wenig Aufwand zu den aktuellsten Forschungsergebnissen in der feministischen Theologie zu kommen. Die Vorstandsfrauen befassen sich intensiv mit Fragen der Werbung, dem Internetauftritt zur Vernetzung oder einem Fest zum 10-jährigen Bestehen der IG.

Das Stichwort «Fest zum Jubiläum der IG» ermöglicht eine gute Zusammenfassung der Tagung: Feiern, was es zu feiern gibt. Aussprechen, was es zu sagen gibt. Positiv nutzen, was vorhanden

ist. Nicht die Schwächen betonen, sondern die Stärken. Den ganzen Körper in die Arbeit miteinbeziehen, nicht nur den Kopf.

Auch im informellen Bereich war die Tagung natürlich eine gute Gelegenheit, Beziehungen zu pflegen, Kontakte zu knüpfen, über den (konfessionellen) Gartenhag zu schauen und die Vernetzung, welche die IG bietet, zu nutzen.

Silvia Huber

Widerständige Frauen knüpfen Netze – bauen Neues

Symposium zum 80. Geburtstag von Ruth Epting

Vom 10.–13. Oktober 1999 fanden sich im Missionshaus in Basel rund hundert Frauen zu einem Symposium ein, das gemeinsam vom Frauenreferat der Basler Mission, der «Werkstatt offene Welt» (WOW), dem Projekt Frauentheologie Basel und dem Ökumenischen Forum christlicher Frauen in Europa veranstaltet wurde. Eröffnet wurde das Symposium mit einer «Femmage à Ruth Epting».

An der Femmage und am Symposium erinnerten die Teilnehmerinnen durch ihre Präsenz an eine Stärke von Ruth Epting: Quer durch alle Konfessionen und Länder Verbindungen zu knüpfen und Frauen zusammenzubringen.

Beschwingt, bewegt, im

«Affidamento»

Die Organisatorinnen liessen sich vom «Affidamento» der Mailänder Philosophinnen leiten. Barbara Lehner von der «Werkstatt Offene Welt» erläuterte dieses «Affidamento», das wörtlich meint: Anvertrauen, sich anvertrauen. In der Praxis bedeutet das, dass eine Frau, die sich eine soziale Existenz aufbauen möchte, sich eine andere Frau als Vermittlungsinstanz zwischen sich und der Welt sucht. Dabei entsteht nicht Konkurrenzneid und der Wille, dass keine Frau stärker sein darf, ganz im Gegenteil. Jede bringt ihre Stärken ein und ist in dem Sinne stützend für andere. Die Teilnehmerinnen aus vier Kontinenten kamen denn auch mit Erinnerungen an Begegnungen mit Ruth Epting. Sie wurden von ihr ermutigt, bedeuteten aber Ruth Epting in ihrem Leben und ihrer Arbeit ebenso eine grosse Ermutigung. In den Referaten wurde deshalb nicht nur Rückschau gehalten, sondern an die Frauen erinnert, die heute Netze knüpfen und im «Affidamento» den Weg gemeinsam gehen.

[...] Aruna Gnanadason erinnerte an verschiedene Frauen, die Widerstand geleistet haben und leisten: an die Frauen in Schwarz, in Bangalore, in Fiji, Zürich, New York, Argentinien, Belgrad, Sri Lanka, Sierra Leone, Angola, Sudan, Algerien, Sydney, Nairobi, Jerusalem und Palästina...

Frauen protestieren auf verschiedene Weise gegen Gewalt. Sie haben sich von ihrem Opfersein wegbewegt und sind Überlebende, die ihre Not in theologische und politische Kraft umsetzen. «Ich glaube immer noch, dass Frauen die Hoffnung der Welt sind. Wir müssen an den Netzen der Solidarität weiterknüpfen. Wir als Frauen, Männer und Kinder aus allen Teilen der Welt werden so vom Kreis der feministischen Kraft umschlossen, um den Tanz für Gerechtigkeit und Freiheit zu tanzen. Kommt, Schwestern und Brüder, tanzt mit uns den Tanz für das Leben. Lasst uns zusammen widerstehen», so die Aufforderung von Aruna Gnanadason am Symposium.

Elisabeth Aeberli

Zur Festschrift «Netze der Versöhnung knüpfen» vgl. die Seite «Literatur» in dieser FAMA.

Mahl feiern

Dritte feministische Liturgie-Werkstatt am 11./12. Februar im RomeroHaus

Mit einer eindrücklichen Choreographie wurden die über 60 Teilnehmerinnen in eine Mahlfeier hineinversetzt. Die Theologie des Abendmahls und die profane Frage nach dem Essen, das satt macht, vermischten sich, zeigten die Nähe zum Leben. [...] Abendmahl als Erinnerung nicht an Schmerz und Tod, sondern an Kraft, Leben, Heilung und an das Blut (der Frauen), das nichts mit Gewalt zu tun hat, aber Zeichen des neuen Lebens ist. [...]

Wir wurden angeregt zu Reflexionen zum heutigen Essverhalten mit einen gemeinschaftlichen und sozialpsychologischen Hintergründen. [...]

Beim Hineinhören in die Tagung wurde klar, dass Essen in der Bibel von Eva mit der Frucht bis zum himmlischen Gastmahl ein durchgehendes Thema ist. Säen, ernten, zubereiten und feiern ist Sache der Frauen, die unsichtbar sind. [...]

Fragen sind gestellt: Wer darf in der Kirche kochen? Männer. Und wir stehen Schlange für den Leib Christi. Dann gehen wir öfter mit mehr Hunger nach Hause, als wir gekommen sind. Wer kocht zu Hause? Frauen, die in ihrem Körper die Erfahrung mittragen, die dem werdenden Kind sagt: Nimm und iss von meinem Leib, trinke von meinem Blut. Frauen erleben diese Eucharistie in ihrem Körper. Das Mahl zubereiten, Essen und Feiern sind Bereiche, die zu den Frauen gehören. Die Gemeinschaft der Frauen der Liturgiewerkstatt hat uns darin bestätigt.

Vreni Hungerbühler-Flammer

P.S. Die an der Tagung verabschiedete Stellungnahme zur Erneuerung der Abendmahls- und Eucharistiefeier wird in der nächsten FAMA abgedruckt.

Impressum

Herausgeber:

Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

Redaktionsteam:

Dorothee Dieterich, Basel
Li Hangartner, Luzern
Monika Hungerbühler, Basel
Barbara Lehner, Luzern
Barbara Seiler, Zürich
Jacqueline Sonogo Mettner, Maur
Doris Strahm, Basel
Silvia Strahm Bernet, Luzern
Ursula Vock, Zürich

Administrations- und

Redaktionsadresse:

Verein FAMA
Monika Hungerbühler
Postfach 300
CH-4012 Basel
E-Mail: zeitschrift@fama.vrn.ch

Layout:

Esther Kälin Plézer, Bern

Druck:

Gegen-Druck, Luzern

Abonnement:

Normalabo: Fr. 25.–
GönnerInnenabo Fr. 40.–
Auslandabo: Fr. 30.–/DM 30.–
Abonnementsbestellungen siehe:
Administrationsadresse
Kündigungen bis spätestens drei
Monate vor Ablauf des Abos.
Einzelnummern: Fr. 6.50 zuzügl. Porto

FAMA erscheint vierteljährlich

Retours:

Verein FAMA
Postfach 300
CH-4012 Basel

Inhaltsverzeichnis

Editorial	2
Leere und Fülle (Hildegard Elisabeth Keller)	3
Ah!... köstliche Liebe... (Nancy Cardoso Pereira)	6
Sinnlichkeit und Erkenntnis. Eine Text-Collage (Doris Strahm)	9
Sinnverlust und sinnliche Wahrnehmung (Marianne Biedermann)	11
Mehr Sinnlichkeit im Gottesdienst!? (Silvia Strahm Bernet)	13
Weisheit hautnah (Marianne Vogel Kopp)	15
Literatur	17
Forum	18

Bilder dieser Nummer

Die Bilder dieser Nummer stammen aus Unterlagen der Ausstellung «Sensorium» in Frauenfeld. Nähere Informationen zur Ausstellung unter www.sensorium.ch oder Tel. 052/721 31 21.

Das Leben heiligen

Spirituelle Quellen von Frauen verschiedener Herkunft

Tagung für Frauen an der Paulus-Akademie Zürich, Freitag, 31. März, 16.00 Uhr, bis Samstag, 1. April, 16.00 Uhr.
Auskunft + Anmeldung: Paulus-Akademie, Tel. 01 / 381 34 00

Ökofeminismus – Eine Ethik und Spiritualität des Lebens

Vortrag und Seminar mit Ivone Gebara

Montag, 8. Mai 2000, Forum für Zeitfragen, Basel
Auskunft: Agnes Leu, Projektstelle für Frauen, Tel 061 / 264 92 13 (Di/Do)
Detailprogramm und Anmeldung bis 25. April: Forum für Zeitfragen, Leonhards-
kirchplatz 11, Postfach, 4001 Basel; Tel 061 / 264 92 00, Fax 062 / 264 92 19

Das Universum des Unsichtbaren

Vernissage zum Buch von Veronika Merz: Kraftquelle und Vision der Dichterin Nelly Sachs.

Donnerstag, 6. April, 19.00 Uhr, an der Paulus-Akademie Zürich.

13. Feministische Studienwoche in La Roche, 24.–28. April 2000

Niemand ist tabula rasa – Frauen in der Migration. Programm erhältlich bei:
Regula Sarbach, Rte de Bertigny 45, 1700 Fribourg, Tel./Fax 026 / 424 02 75.
E-Mail regula.sarbach@unifr.ch, Anmeldeschluss: 24. März 2000

In eigener Sache

Die einzelnen Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.
Der Arbeitstitel der nächsten Nummer lautet: **Hurra, wir leben noch! Feministische Theologie heute.**

Bei allen unseren LeserInnen und GönnerInnen, die den Betrag des Jahresabonnements grosszügig aufgerundet haben, bedanken wir uns ganz herzlich. Dank Eurer finanzkräftigen Unterstützung und Eurer Treue gibt es FAMA – hoffentlich noch lange!

Mitarbeiterinnen dieser Nummer

Marianne Biedermann, Wildbachstr. 72, 8008 Zürich
Nancy Cardoso Pereira, Piracicaba, Brasilien
Hildegard Elisabeth Keller, Zollikerstr. 207, 8008 Zürich
Silvia Strahm Bernet, Klosterstr. 11, 6003 Luzern
Marianne Vogel Kopp, Hondrichstr. 87, 3702 Hondrich